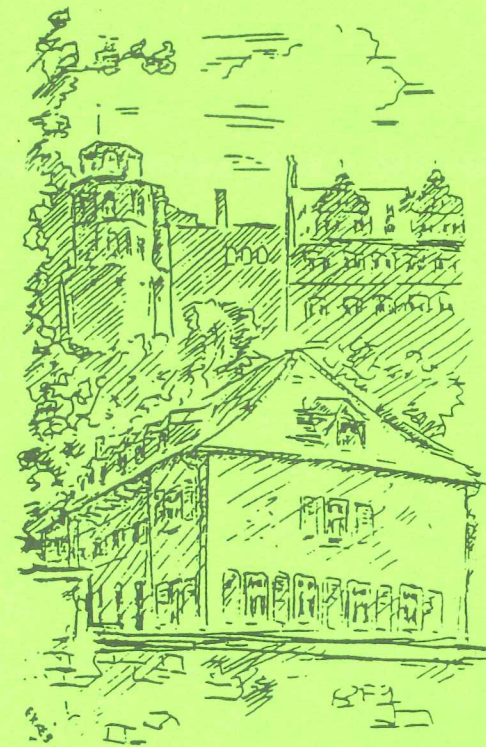

OECUMENICA

1996 8. Heft



Informationen und Beiträge für Mitglieder und Freunde

FREUNDKREIS OEKUMENISCHES STUDENTENWOHNHEIM HEIDELBERG E.V.

I N H A L T

Vorwort	2
<u>Engelhardt</u> , Landesbischof Dr.Klaus: Evangelische Profile in Deutschland und in Europa - Chancen und Probleme nach der Vereinigung Vortrag bei der 5. Tagung des Freundeskreises 26.8.94	3
<u>Barié</u> , Dr.Helmut: Ist die Bibel ein politisches Buch? Vortrag bei der 6. Tagung des Freundeskreises 6.7.96	9
<u>Merz</u> , Markus & <u>Bernhardt</u> , Dr.Reinhold: Predigt im Gottesdienst bei der 5. Tagung des Freundeskreises am 28.8.1994	24
<u>Dübbelde</u> , Pfarrer Johannes: Fotografische Eindrücke beim Freundeskreis- Treffen 1996	29
<u>Ritschl</u> , Prof.Dietrich: Zwischen Machbarkeit und Menschenwürde: Medizinethik in der Kontroverse	33
<u>Plathow</u> , Prof.Michael: Europa - eine ökumenische Herausforderung	37
<u>Herrfahrdt</u> , Dr.Rolf: Anmerkungen zum Menschenbild aus heutiger Sicht	42
<u>Schmidt</u> , Dr.Wolf-Rüdiger: Tiere seit 10.000 Jahren in der Hand des Menschen	49
<u>Schinkel</u> , Charly: Das Kreuz in der Prophezeiung	60
 <u>ARTIKEL</u> aus Zeitungen und Zeitschriften:	
- Kirchenkampf im Batakland	62
- Hartnäckige Irrtümer über Byzanz	68
- In die Höhle der "Löwen" gewagt	70
- Aber Kirche ist immer politisch	72
- Im Profil: Professor Dietrich Ritschl	74
- Gaßmann verläßt Weltkirchenrat	76
- Rolf Rendtorff 70 Jahre	77
 <u>A U S D E M O E K</u>	
<u>Dr.Reinhold Bernhardt</u> : Erhaltung durch Neugestaltung Zum Ende meiner Zeit als Studienleiter	78
<u>Hausabende</u> im Wintersemester 1996/97	81
<u>Fernando Enns</u> : Gibt es so etwas wie eine "ökumenische Identität" ? Der neue Studienleiter stellt sich vor	82
<u>Fernando Enns</u> : Bericht des Studienleiters zur Entwicklung des Wohnheims	85
<u>Anne-France Ricoux</u> : "La vie en rose" im Oek ? Qui ... mais	87
<u>Heléne Eichrodt</u> : Das Leben im Oek in Bildern	89
<u>Die Bewohner</u> des Oek im SS 1996	92
<u>VERÖFFENTLICHUNGEN</u>	93
<u>MITGLIEDERLISTE</u>	97
<u>IMPRESSUM</u>	100

V O R W O R T

Liebe Mitglieder des Freundeskreises !

Drei Jahre ist es her, dass das letzte Heft der "Oecumenica" erschienen ist Nun wird es höchste Zeit, dass wir uns wieder melden, nicht zuletzt auch deshalb, um Ihnen eine aktualisierte Adressenliste zur Verfügung zu stellen.

In diesem Heft finden Sie wieder zwei Vorträge, die bei unseren Tagungen gehalten wurden: von Dr.Klaus Engelhardt und Dr.Helmut Barié. Dazu drucken wir die Predigt aus dem Gottesdienst bei der Tagung des Freundeskreises 1994 ab und zeigen einige Fotos von dem Freundeskreistreffen 1996.

Sie können Aufsätze von Prof.Ritschl, Prof.Plathow, Dr.Herrfahrdt, Dr.Schmidt und Charly Schinkel lesen. Wie immer bringen wir einige Beiträge aus Zeitungen und Zeitschriften, unter anderem einen längeren Artikel über die Toba-Batak-Kirche in Indonesien, bei dem es um die Absetzung von Soritua Nababan geht. Nababan war Ende der 50-er, Anfang der 60-er Jahre Heimbewohner im Oek und ist manchem von uns noch in lebhafter Erinnerung.

Ein deutlich größeres Gewicht wollen wir in Zukunft dem Leben im heutigen Oek geben. Wir sind der Meinung, dass der Freundeskreis wesentlich intensiver am Heimleben teilnehmen sollte. Auch wenn es den meisten von uns aus räumlichen Gründen nicht möglich ist, öfter im Heim präsent zu sein, so sollen doch Beiträge über das Haus und von Heimbewohnern dazu beitragen, die Kontakte enger zu knüpfen.

Neben den Berichten des ehemaligen und des jetzigen Heimleiters, Dr. Bernhard und Fernando Enns, finden Sie eine Betrachtung der Heimbewohnerin Anne-France Ricoux, einige Fotos vom Heimleben, die Liste der Bewohner und die Themen der Heimabende im WS 1996/97. In Zukunft möchten wir diesen Bereich noch vergrößern.

Schließlich gibt es in diesem Heft eine (unvollständige) Liste der Veröffentlichungen der Mitglieder, Personalnachrichten und natürlich die Adressenliste.

Wir hoffen, dass Sie Freude an der Lektüre der "Oecumenica" haben und grüßen Sie sehr herzlich

Ihre Redaktion
Karl Borrmann

**Evangelische Profile in Deutschland und in Europa
- Chancen und Probleme nach der Vereinigung**

Vortrag beim Freundeskreis Ökumenisches Studentenwohnheim Heidelberg - 26. August 1994

Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt, Karlsruhe

Was meinen wir, wenn wir von "Profilen" sprechen? Mir sind beim Nachdenken über diesen Vortrag zwei Impulse wichtig geworden:

- Am Profil erkennen wir Menschen in ihrer Unverwechselbarkeit und Einmaligkeit. Ist die evangelische Kirche in unserer deutschen und europäischen Gesellschaft mit eigenem Profil unverwechselbar erkennbar?
- Wer in den Bergen wandert, braucht Schuhe mit Profil, die Tritt fassen, im Fels greifen und auf abschüssigem Gelände Halt geben. Hat die evangelische Kirche in dieser Weise Profil, das Tritt faßt und Halt gibt?

Die beiden Fragen nach der Erkennbarkeit und nach der Gewährung von Halt auf abschüssigem Gelände stehen über dem Folgenden, wenn wir nach Chancen und Problemen nach der Vereinigung fragen.

1. Europa als Herausforderung an die Kirchen

Ich beginne mit Europa, weil dies ein von den Kirchen lange vernachlässigtes Thema gewesen ist. Inzwischen sind die Kirchen zwar beredt geworden, was das Thema Europa angeht. Aber zum Thema Europa fällt nichts Zündendes ein. Das hat tiefere Gründe. Die Kirchen sind sprachlos geworden, weil ihnen der eigene Anteil an der Zerrissenheit Europas die Sprache verschlagen hat. Gerade auch der Protestantismus hat sich oft national staatlich identifiziert und definiert. Dafür stehen im 19. Jahrhundert der deutsche Kulturprotestantismus; in unserem Jahrhundert die Kriegspredigten von 1914; während der Weimarer Republik der nationalkonservative Schmollwinkel, in den sich die Kirche hineinbegeben hat; in den Zeiten des Dritten Reiches die Deutschen Christen. Die Bekennende Kirche hat dies erkannt. Die Barmer Theologische Erklärung von 1934 ist nicht nur aktuelle Auseinandersetzung mit den Deutschen Christen, sondern eine grundsätzliche Absage an das nationale Kirchentum, das schon lange vor 1933 die Entwicklung zu den Deutschen Christen hin möglich gemacht hat. Ein kirchliches Wort zu Europa muß daher das Bekenntnis enthalten, daß die Kirchen an der Zerrissenheit Europas mitschuldig sind. Im Anschluß an Bonhoeffer ist zu sagen: Unsere Kirchen, die nur um ihre und ihres Volkes Selbsterhaltung gekämpft haben, als wären sie Selbstzweck, sind unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein.

Was meinen wir, wenn wir "Europa" sagen? Ich nenne nur einige Stichworte, die allerdings deutlich machen: Das Werden Europas und die Berufung auf Europa sind von Anfang mit Abgrenzungen verbunden.

- Europa bedeutet das Zusammenfinden von antikem und christlichem Erbe. Europa entsteht in der Bewegung von Süden (nördliche Mittelmeerwelt) nach Norden; Europa ist der geschlossene Lebenskreis von Völkern gegen die finsternen Barbarenvölker, die über das Meer kommen.
- Europäisches Einheitsbewußtsein ist im Mittelalter wesentlich religiös bestimmt. Hier erfolgt vor allem die Abgrenzung gegenüber Byzanz.
- Der Europagedanke wird neu lebendig in der Zeit des Humanismus und der Renaissance und bedeutet hier die religiös-militärische Abgrenzung gegen die Türken und damit gegen den Islam.
- Im 19. Jahrhundert führt die "Heilige Allianz" zur Neuordnung Europas. Hier werden die Grundlagen gelegt zum imperialen, sich abgrenzenden Eurozentrismus.

Es ist Aufgabe der Kirchen, dieses für den Europagedanken konstitutive abgrenzende Element nicht zu wiederholen. Europa darf sich nicht isolieren in Gleichgültigkeit gegenüber der übrigen Welt und Menschheit. Positiv ist die Aufgabe anzugehen, Menschenwürde, personale Unantastbarkeit und Freiheit als "Gewährungen des Christentums an die Welt" (Eugen Biser) vor säkularisierter Vergessenheit zu bewahren. Das kann nur gelingen, wenn sich die Kirche um eine neue Präsenz in der modernen europäischen Lebenswelt bemüht. Ohne ökumenische Gemeinsamkeit ist dies nicht möglich. Ökumenische Gemeinsamkeit in Europa darf aber nicht auf Sozialethik beschränkt bleiben. In diesem Jahr wird zum ersten Mal ein deutsch-französischer Begegnungstag in Straßburg und Kehl stattfinden, bei dem lutherische und reformierte französische Protestanten und badische unierte miteinander Gottesdienst feiern und nach der christlichen Präsenz an diesem Teilstück Europas suchen und dabei hoffentlich deutlich machen, daß es um unendlich mehr geht als um die Bewahrung eines gemeinsamen Kulturerbes. Um als evangelische Kirche in Deutschland heute in Europa präsent zu sein, haben wir zu fragen, wer wir nach der Vereinigung sind. In diesem Jahr besuchte eine Delegation des Rates der EKD die reformierte Kirche in Frankreich. Dabei wurde die EKD energisch aufgefordert, die neue Situation zu reflektieren und von den grundlegenden Erfahrungen bei dem Vereinigungsprozeß zu berichten, weil dies für das Zusammenfinden der Kirchen in Europa wichtig sein könnte.

2. Zusammenwachsen und zusammen wachsen in Deutschland

Im vergangenen Jahr machte ich eine mehrtägige Besuchsreise in die evangelisch-lutherische Landeskirche Sachsen. Am Ende gab es in Dresden eine Pressekonferenz. Journali-

sten erkundigten sich nach dem Gelingen der Zusammenführung der evangelischen Kirche in Ost und West. Bischof Hempel erklärte: Wir erleben, wie schwer das Zusammenkommen in unserem Volk ist. Wir Menschen im Osten haben oft das Gefühl, daß wir überrollt werden. Die Menschen im Westen haben das Gefühl, daß wir larmoyant sind. Unterschiedliche Erfahrungen, verschieden geprägte Biographien und Vorurteile erschweren die innere Einheit. Mehr denn je hat die Kirche jetzt die Aufgabe, für unser Volk einen wichtigen Dienst bei der Zusammenführung zu übernehmen. Das ist kein überzogener Anspruch, sondern beruht auf der jahrelangen Partnerschaft zwischen Ost und West in der evangelischen Kirche. Die Treue der "besonderen Gemeinschaft" über vier Jahrzehnte hinweg zahlt sich aus.

Es ist wahr, die evangelische Kirche in Ost und West war vor dem Fall der Mauer eine der ganz wenigen, wenn nicht die einzige Brücke für eine kontinuierliche Begegnung zwischen den Menschen in Ost und West. Dabei ist eine verlässliche Partnerschaft gewachsen. Jetzt müssen wir uns miteinander der neuen Situation stellen. Worin diese neue Situation besteht, habe ich kürzlich in dem aufregenden Artikel des Historikers Christian Meier in der "Neuen Zürcher Zeitung" gelesen: "Die Mauer war für Westdeutschland ein Geschenk. Sie hat uns den ganzen Osten vom Leibe gehalten." Nach dem Fall der Mauer und nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes sei alles unsicher geworden. "Heute finden wir uns demgegenüber in einer außenpolitisch viel labileren Situation ... Der Zusammenbruch der Sicherheiten ist also die wichtigste Konsequenz von 1989, der wir uns zu stellen haben." Das ist zunächst einmal außen- bzw. sicherheitspolitisch gemeint. Aber es gilt auch für die innenpolitische, gesellschaftliche Situation. Für viele Menschen im Osten ist ein System der Sicherheiten zusammengebrochen, mit dem sie persönlich abgesichert gelebt haben, auch wenn sie dem politischen System ihre Zustimmung verweigert haben.

Das Gefühl von Unsicherheit haben in zunehmendem Maße aber auch Menschen in den westlichen Bundesländern trotz der Sicherungssysteme, die sie für sich in Anspruch nehmen können. Viele Zeitgenossen kommen von dem dumpfen Gefühl nicht los, daß wir uns in einer labilen Übergangsphase befinden. Wie es im großen und kleinen weitergeht, ist undurchsichtig geworden und macht angst, weil es so komplex ist. Resignation und Gleichgültigkeit, Gereiztheit und Aggressivität bis in alltägliche Lebensvorgänge hinein werden zur Grundstimmung. Das prägt auch die religiöse Haltung. Der Glaube wird müde, Kirche verliert ihre Ausstrahlungskraft, der kirchlichen Botschaft geht Glanz verloren.

Wie finden die Kirchen Kraft und Entschlossenheit, um in der neuen Situation zu bestehen? Die evangelische Kirche in Ostdeutschland hat Anfang der achtziger Jahre das Stichwort "Kirche als Lerngemeinschaft" geprägt. Das ist eine wichtige Aussage, die viel über das innere Verständnis, Kirche Jesu Christi zu sein, zum Ausdruck bringt. Die Kirchen in der ehemaligen DDR haben die Bereitschaft aufgebracht, ihr Kirchesein auf das auszurichten, was sie noch nicht kannten und was sie noch lernen mußten. Sie haben sich bemüht, Gemeinde Jesu in der atheistischen Umgebung zu sein. Sie haben eine erstaunliche Offenheit

hin zu den Menschen gefunden, die mehr bürgerliche Freiheitsrechte suchten. Die Zahl der praktizierenden Gläubigen war klein. Trotzdem ist der Kirche die Fähigkeit zugewachsen, Resonanzboden der allgemeinen Sorge, Unzufriedenheit und Depression zu sein. Solche Offenheit, die die Kirche vor innerkirchlicher Introvertiertheit bewahrt, haben wir nachgerade nötig. Sie kann nur mit einem an der Freiheit eines Christenmenschen gewonnenen Selbstbewußtsein gefunden werden. Wie wir zueinandergehören, wie wir tiefere Gemeinsamkeit finden, um so für unsere Welt und Gesellschaft "nützliche" Kirche zu sein, entdecken wir nur dann, wenn wir als Kirche Lerngemeinschaft bleiben; wenn wir in Ost und West im Blick auf die neue politische und gesellschaftliche Situation den Ort ausfindig machen, den wir noch nicht kennen; wenn wir nicht nur zusammenwachsen, sondern zusammen wachsen, d. h. wenn wir die Herausforderung annehmen, angesichts der neuen Situation miteinander zu reifen und zu wachsen.

3. Vom Glanz der Toleranz

Mangel an Toleranz in unserer Gesellschaft ist nach meiner Auffassung ein ganz erhebliches Defizit, begründet in einem geistigen und geistlichen Notstand. Toleranz ist ein hohes Gut, das nicht als Beliebigkeit diffamiert werden darf. Wenn die Kirchen einen Beitrag in unserer derzeitigen gesellschaftlichen Situation zu leisten haben, dann ist es dies: unnachgiebig darum bemüht zu sein, Voraussetzungen für ein Klima der Toleranz schaffen. Heute erleben wir viel Intoleranz im Großen und im Kleinen. Sie entspringt der narzißtischen Unkultur, der es nur um Selbstdarstellung und Selbstbehauptung geht. Intoleranz erleben wir im Lebensalltag auf unseren Straßen - in Gewalttätigkeiten gegen Fremde, aber auch bei dem rücksichtslosen Machtkampf um Geschwindigkeit und um schnelleres Vorankommen mit den Autos. In der scheinbaren Banalität des Alltäglichen verfinstert Intoleranz das Miteinanderleben.

Vor einigen Monaten ist mir bei einem Gespräch deutlich geworden, daß das Gegenteil von Toleranz passive Gleichgültigkeit ist, da man das Interesse aneinander verloren hat und einander die je eigenen Wege gehen läßt. Nicht nur die Gewalttätigen mit ihren schlimmen Parolen, mit Brandsätzen und Molotowcocktails sprechen der Toleranz Hohn. Auch diejenigen verhöhnen Toleranz, denen die Radikalen rechts und links in der Weise gleichgültig bleiben, daß sie sie sich selbst überlassen.

Toleranz haben wir zuerst in der Kirche zu lernen. Mich bekümmert gerade hier die unter konfessorischem Anspruch geltend gemachte Intoleranz. Freilich genügt die Parole nicht: "Wir bleiben unter dem Evangelium beieinander." Da kann es erst recht bei einem gleichgültigen Nebeneinanderbleiben bleiben. Für mich ist wichtiger: "Wir finden unter dem Evangelium zueinander" - in der Erwartung, daß sich nicht nur die eigene oder die andere Position durchsetzt, sondern daß wir miteinander in der Kraft des Evangeliums neue Entdeckungen machen. Mich bekümmert die in unserer Kirche verbreitete Erwartungslosigkeit in dieser Hinsicht.

4. Die Welt ins Gebet nehmen: Kirche und Staat

Haben wir Protestanten, wie uns oft unterstellt wird, ein zu kritisches und gar negatives Verhältnis zum Staat? Für manche verdichtet sich der für sie unverständliche Streit um die Verfaßtheit der Militärseelsorge auf diese Feststellung. Freilich, genau an dieser Stelle merken wir, wie schwierig das Zusammenkommen von Ost und West in unserer Kirche ist. Die östlichen Kirchen werfen uns im Westen zuweilen zu große Nähe zum Staat und damit Abhängigkeit vom Staat vor. Ist nicht ein grundsätzliches Mißtrauen gegenüber dem Staat, auf jeden Fall mehr Distanz zum Staat evangeliumsgemäßer?

Zu den tiefgreifenden Veränderungen unserer evangelischen Kirche nach 1945 gehört das neue positive Verhältnis zu dem neuen Staat Bundesrepublik Deutschland. Es waren Frauen und Männer der Bekennenden Kirche - Elisabeth Schwarzhaupt, Hermann Ehlers, Gustav Heinemann, um nur einige Namen zu nennen -, die aufgrund der Erfahrung des Kirchenkampfes sich für die Gestaltung des staatlichen Lebens zur Verfügung gestellt haben. Sie haben Christen zur Übernahme von politischen Mandaten ermutigt. Von unseren Erfahrungen im Westen während der Teilung Deutschlands her können wir deutlich machen, daß das staatskirchenrechtlich geregelte Verhältnis von Staat und Kirche ein Gewinn für das Gemeinwesen ist und falsche Abhängigkeit gerade verhindern kann. Die Kirche "erinnert an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit" (Barmer Theologische Erklärung). Kirche soll Gewissen schärfen, aber nicht selbstsicher belehren. Politiker dürfen von der Kirche nicht erwarten, daß sie lediglich die eigenen politischen Entscheidungen gutheißen, sondern daß sie ihnen die rechte Wahrnehmung von Verantwortung zutraut und dafür fürbittend und in öffentlichen Stellungnahmen eintritt. Die Welt ins Gebet nehmen - das ist Aufgabe der Kirche. Wir brauchen für die Kirche jene Offenheit zur Öffentlichkeit hin, die jetzt von den östlichen Gliedkirchen oft sehr skeptisch beurteilt wird. Bei der EKD-Synode im vergangenen November hat Professor Berger in seinem Beitrag zum Pluralismus gesagt: "Die Kirchengeschichte wird manchmal so dargestellt, als ob es nur zwei Formen der christlichen Existenz gäbe - Existenz im Untergrund und Existenz an der Macht, als ob die Kirche in einem Sprung aus den Katakomben in den Palast des Kaisers Konstantin gesprungen wäre." Manchmal wird von den östlichen Gliedkirchen die neue kirchliche Einheit in der EKD so (miß-)verstanden. Zu Unrecht. Daraus kann Politikverdrossenheit entstehen. Hier muß Kirche durch ihre Verkündigung entgegenwirken. Sie wird für vorletzte Lösungen eintreten; sie wird davor warnen, auf politisch Verantwortliche Allmachtserwartungen zu übertragen; sie wird davor warnen, sich allzu schnell nach scheinbar protestantischer Manier auf das Widerstandsrecht zu berufen.

5. "Sein Wort will helle strahlen ..."

Im vergangenen Herbst sind unter dem Titel "Fremde Heimat Kirche" die ersten Teilergebnisse der neuen Mitgliedschaftsstudie der EKD veröffentlicht worden. Am meisten läßt mich dabei folgendes aufhorchen und unruhig werden: Bei der Frage, was unbedingt zum Evangelischsein gehört, erhält die Feststellung, "daß man die Bibel liest", die niedrigste Zustimmung. Und das in unserer Kirche, die sich gerne "Kirche des Wortes" nennt! Viele Mitglieder der Kirche suchen bei esoterischen Angeboten Antwort auf die Sinnfrage. "Ich habe meine eigene Weltanschauung, in der auch Elemente des christlichen Glaubens enthalten sind." Da hat sich eine religiöse und theologische Diffusheit breitgemacht, die uns alle alarmieren muß. Vielen ist die Kirche fremd geworden, auch wenn sie noch zu ihr gehören. Diese Menschen nicht ins "fremde Elend" zu entlassen, ist eine der ganz großen Herausforderungen. Wie greifen wir sie auf?

Es gibt eine Fremdheit, die zum Wesen der Kirche gehört, weil sie neugierig macht und fasziniert. Das gilt von der biblischen Christusbotschaft. Sie ist keine plausible Allerweltsbotschaft, der alle auf Anhieb zustimmen. Sie kann nicht austauschbar und ersetzbar in den Lebensalltag hineinnivelliert werden. Das Evangelium ist fremd, weil seine Botschaft "nicht von dieser Welt" ist: daß Schuld vergeben wird und daß Menschen, denen Vergebung zuteil wird, nicht lebenslang disqualifiziert werden; daß undurchsichtige und dunkle Zwänge nicht das letzte Wort behalten, sondern Jesus Christus Anspruch auf unser Leben und unsere Welt erhält; daß Gottlosigkeit nicht das unabwendbare Schicksal unserer säkularen Welt sein muß, sondern daß in Jesus Christus Gott dieser Welt unendlich nahegekommen ist. Diese Fremdheit muß uns erhalten bleiben, wir müssen sie bewahren. Sie gibt der Verkündigung unserer Kirche Profil, indem sie sie unverwechselbar erkennbar macht und indem sie Halt gewährt auf abschüssiger Bahn. Es ist jene Fremdheit, die in unser von seinen Ursprüngen vielfach entfremdetes Leben neue Töne und neue Farbe bringt, eine Heimatlichkeit, nach der viele Sehnsucht haben. "Daß man die Bibel liest", bleibt da nicht mehr Marginale evangelischen Christseins. Die Bibel wird begriffen als ein Sehnsuchtsbuch nach Gottes neuer Welt. Darüber geht uns ein Licht auf, und wir staunen, weil "sein Wort will helle strahlen, / wie dunkel auch der Tag!"

Ist die Bibel ein politisches Buch?

Dr. Helmut Barié

Freundeskreis Oekumenisches Studentenwohnheim Heidelberg e. V.
Vortrag bei der sechsten Tagung am 6. Juli 1996 im
Wissenschaftsforum in Heidelberg

Meine sehr verehrten Damen und sehr geehrte Herren, seit meiner Jugend bin ich politisch interessiert. Seit meiner Jugend fasziniert mich die Bibel. Sie haben mich als evangelischen Theologen eingeladen, bei Ihrer Tagung der Frage nachzugehen: "Wie wirkt die Bibel in den politischen Raum hinein?" Ich möchte mein Thema noch etwas genauer fassen und fragen: "Ist die Bibel ein politisches Buch?" Ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie mich heute in Ihre Mitte genommen haben. Durch Ihre Einladung fühle ich mich geehrt. Ich bin ja ein Anfänger, erst elf Monate im Amt des evangelischen Prälaten für Mittelbaden. Mein Gebiet wird im Süden durch den Europapark Rust bei Lahr, im Norden durch die Kühltürme des Kernkraftwerks Philippsburg, im Nordosten durch die Melancthonstadt Bretten und im Südosten durch den Ort, wo das Hornberger Schießen stattfand, markiert. Indem ich vor Ihnen spreche, spreche ich zu Menschen, die politische Verantwortung tragen. Schon bei jeder meiner Predigten habe ich vor Menschen gesprochen, die in unserer Bundesrepublik politische Verantwortung tragen. Die Staatsgewalt geht vom Volke aus. Wer wählt und wer nicht wählt, trägt politische Verantwortung; er hat sich für die Folgen seines Tuns oder Nichttuns zu verantworten. Wer am Stammtisch seine Meinung sagt zu Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, oder beim Gespräch in der Straßenbahn oder bei Familienfesten, der trägt politische Verantwortung. Er geht damit vielleicht fahrlässig um oder schlampig. Das mag sein. Aber verantwortlich ist er dennoch für seinen Beitrag zur öffentlichen Meinung. Verantwortlich ist er für jedes seiner Worte. An diesem Punkt nimmt es die Bibel sehr genau und überliefert als Wort Jesu: "Ich sage euch aber, daß die Menschen Rechenschaft geben müssen am Tage des Gerichts von jedem nichtsnutzigen Wort, das sie geredet haben. Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden und aus deinen Worten wirst du verdammt werden." (Matth 12,36-37) Verantwortlich ist ein Staatsbürger für jedes seiner Worte und für jeden seiner Beiträge

zur öffentlichen Meinung. Sei es in der Asylfrage, sei es zum Thema Deutschland als Wirtschaftsstandort, sei es zum Thema Abtreibung, sei es zur Verständigung mit unserem Nachbarland Tschechien. Bei jeder Predigt spreche ich vor Menschen, die von ihrer persönlichen politischen Verantwortung als Bürgerinnen und Bürger der Bundesrepublik irgendwie Gebrauch machen, guten oder schlechten Gebrauch, seltenen oder häufigen, aber in dem allem einen Beitrag leisten zur politischen Landschaft in Deutschland, zur Meinungsbildung und Urteilsbildung und letztlich zu den politischen Machtverhältnissen, die aus Wahlen hervorgehen. Weil ich zu predigen habe, komme ich an der Frage nicht vorbei: 'Ist die Bibel ein politisches Buch?' Wenn ich als evangelischer Pfarrer predige, verdankt sich der Inhalt meiner Predigt dem jeweiligen biblischen Text, auf den ich bei der Vorbereitung der Predigt für die Gemeinde zu hören habe. Über sechs Jahre hinweg an jedem Sonntag und Feiertag auf einen anderen Bibeltext. Könnten Sie sich vorstellen, daß ein Abgeordneter nach seiner Wahl in den Bundestag folgenden "Offenen Brief" schreibt an seine Wähler? Ich zitiere: "Ich nehme die auf mich gefallene Wahl an, Ihnen herzlich dankend für ihr Vertrauen! Im allgemeinen würde ich nicht für nötig halten, Ihnen ein Glaubensbekenntnis abzulegen, weil meine öffentliche Wirksamkeit Ihnen bekannt ist;Ich hoffe, wir werden Freiheit und Einheit nebeneinander stellen können; wäre dem unglücklicherweise nicht so, dann stünde mir Freiheit über Einheit. Von jeher bin ich ergeben gewesen den Grundsätzen wahrer Freiheit. Ich bin es gewesen und bin es noch, ... aus der in mir lebenden religiösen Überzeugung: 'Der Mensch ist von seinem Schöpfer zur Freiheit erschaffen.' Religion ist mir das allerwichtigste, sie ist für meine ganze Lebensrichtung Quelle und Grundlage. Christus ist mein Herr und Meister, und sein Gebot. 'Liebet euch untereinander, denn ihr seid Brüder', enthält nach meiner Ansicht die einzige Politik, welche die Menschheit beglücken kann. Ich glaube, daß ausschließlich nur die treue Befolgung der Lehre Christi uns vom Verderben zurückhalten und zu wahren Glück führen kann. Neben wahren Christentum kann Tyrannei nicht bestehen, aber ohne dasselbe ist Freiheit nicht möglich. Viele werden vielleicht sagen, es handele sich hier ja nur um Politik und nicht um Religion. Diesen antworte ich: es muß doch jedes Gebäude eine ordentliche Grundlage haben, und da schien es

mir nötig, den Felsen zu nennen, auf welchen ich baue, und von dem zu gleicher Zeit ich auch meine Bausteine nehme." (Klaus vom Orde, Carl Mez. Ein Unternehmer in Industrie, Politik und Kirche, Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden Band XLV, Karlsruhe 1992, S. 284)

Sie haben es erraten, das hat kein Abgeordneter des deutschen Bundestages nach 1949 geschrieben. Der offene Brief des Abgeordneten an seine Wähler ist älter. Er stammt aus dem Jahre 1849, von einem Abgeordneten der Nationalversammlung, die sich in der Frankfurter Paulskirche versammelte. Was war dieser Abgeordnete von Beruf, der seinen Wählern schreibt: "Christus ist mein Herr und Meister"? Es war kein Pfarrer, wiewohl etliche evangelische Pfarrer als Abgeordnete dem Frankfurter Parlament angehörten. Es war ein Fabrikant und erfolgreicher Unternehmer, Carl Mez aus Freiburg. "Die Freiburger Seidenfabrik war 1834 gegründet worden. Im Lauf der Jahre hatte sie sich zum größten Betrieb dieser Art in Deutschland entwickelt. Sie beschäftigte etwa 1 200 Arbeitskräfte. ... Wie es damals üblich war, arbeiteten sie zwölf Stunden, jedoch mit einigen Unterschieden zu anderen Betrieben.. Sie hatten drei Pausen. Essen konnten sie in einer Kantine. Die Fabrikhallen waren hell. Ventilatoren sorgten ständig für frische Luft. Es gab eine Krankenversicherung und eine Altersvorsorge. ... Im Laufe der Zeit entstanden Zweigfabriken auf dem Land. Die Arbeiterinnen konnten so zu Hause wohnen und bekamen während der Zeit der Ernte oder der Weinlese zur Mithilfe in der Landwirtschaft frei. ... 1846 wurde Carl Mez in den Badischen Landtag gewählt. ... Um einen gerechten Ausgleich zwischen den wohlhabenderen und den armen Bevölkerungsschichten zu erreichen, trat er für eine Reform des Steuerwesens ein. Die indirekten Steuern, z. B. die Salzsteuer, trafen die Armen hart, während die Reichen keine Vermögens- oder Kapitalsteuer zahlen mußten. Carl Mez war überzeugt: 'In der gerechten Verteilung der Staatslasten hat der Staat...ein sehr kräftiges Mittel in den Händen, diesem Übel, dem Überhandnehmen des Proletariats und der Anhäufung eines zu großen Reichtums in den Händen Einzelner, vorzubeugen.'" ("Unterwegs durch die Zeiten", S. 188-191)

Mir scheint das wichtigste Wort aus dem Brief von Carl Mez an seine Wähler nach seiner Wahl in die Nationalversammlung folgendes

zu sein: "Es muß doch jedes Gebäude eine ordentliche Grundlage haben, und da schien es mir nötig, den Felsen zu nennen, auf welchen ich baue, und von dem ich zu gleicher Zeit auch meine Bausteine nehme."

Ist die Bibel ein politisches Buch? Für den tüchtig schaffenden und nüchtern denkenden, den ideenreichen und erfolgreichen Fabrikanten und Politiker Carl Mez war das keine offene Frage. Und aus seiner bejahenden Antwort auf diese Frage haben sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden weitreichende Folgen ergeben für die Lebensqualität von Arbeiterinnen und Arbeitern. Weil die Bibel für den evangelischen Christen Carl Mez ein politisches Buch war, wagte er soziale und sozialpolitische Pioniertaten.

Machen wir einen Sprung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts hinein in die Gegenwart, in das ausgehende 20. Jahrhundert. In den täglichen Losungen mit Bibelsprüchen für das Jahr 1996 haben viele Christen am 30. Mai gelesen: "Errette, die man zu Tode schleppt, und entzieh dich nicht denen, die zur Schlachtbank wanken. Sprichst du: 'Siehe, wir haben's nicht gewußt!', fürwahr, der die Herzen prüft, merkt es." Sprüche 24, 11-12. Wenn ich dieses Bibelwort hineinsprechen lasse in einige aktuelle politische Fragen, dann merke ich schnell, daß die Bibel ein politisches Buch ist. "Errette, die man zu Tode schleppt, und entzieh dich nicht ... Sprichst du 'Siehe, wir haben's nicht gewußt!', fürwahr, Gott, der die Herzen prüft, merkt es." Kriegsflüchtlingen aus Bosnien eine Zuflucht bieten in der Bundesrepublik. Über den Einsatz von Soldaten der Bundeswehr als Blauhelme entscheiden. Beim Staatsbesuch in China nicht nur an Aufträge für die deutsche Wirtschaft denken. Nach Mitteilungen von Amnesty International eine Briefkampagne an fremde Staatsoberhäupter in Birma und Nigeria unterstützen. Das eine kurze Bibelwort aus den Losungen führt mich mitten hinein in den Raum der Politik. Und ich stimme Mark Twain zu, als Schriftsteller der Vater der Romanfiguren Tom Sawyer und Huckleberry Finn, der gesagt hat: "Mir bereiten nicht die unverständlichen Bibelstellen Bauchweh, sondern diejenigen, die ich verstehe."

Machen wir wieder einen Zeitsprung, um 56 Jahre zurück! Stellen Sie sich vor, ein Christ in Heidelberg hätte die eben zitierte Tageslosung gelesen nach der sogenannten Reichskristallnacht am 9.

November 1938. Oder ein paar Jahre später, als die badischen Juden zusammengetrieben wurden zum Abtransport ins Lager Gurs. "Errette, die man zu Tode schleppt und entzieh dich nicht denen, die zur Schlachtbank wanken. Sprichst du: 'Siehe, wir haben's nicht gewußt!', fürwahr, der die Herzen prüft, merkt es." Das Beherzigen des Bibelwortes wäre im November 1938 und im Oktober 1940 eine hochpolitische Tat gewesen, eine Tat des Widerstands.

Sieben Tage nach der sogenannten "Reichskristallnacht" wurde am Buß- und Betttag 1938 von einem Pfarrer in Berlin in seiner Predigt folgendes gesagt: "Wir sind auch alle daran beteiligt, der eine durch die Feigheit, der andere durch die Bequemlichkeit, die allem aus dem Wege geht, durch das Vorübergehen, das Schweigen, das Augenzumachen, durch die Trägheit des Herzens, die auf die Not erst dann aufmerksam wird, wenn sie offen zu sehen ist, durch die verfluchte Vorsicht, die sich durch jeden schiefen Blick und jeden drohenden Nachteil von jedem guten Werk abbringen läßt, durch die törichte Hoffnung, es werde sich schließlich doch alles noch von selbst zum Guten entwickeln, ohne daß man sich dafür mutig einsetzt. In alle dem werden wir als mitschuldig offenbar, als Menschen, die ihr eigenes Leben und sich selbst liebhaben und die für Gott und den Nächsten gerade noch so viel Liebe übrig haben, als man ohne Mühe und Belästigung abgeben kann." (zitiert nach: Joachim Konrad, Die evangelische Predigt, Bremen 1963, S.364) "Was sollen wir denn tun?", fragt der Prediger am Bußtag 1938, und fährt dann fort: "Zur Antwort rückt dir der Täufer Johannes im Augenblick der Vergebung deinen Nächsten vor die Augen...Dieser Nächste zeichnet sich durch nichts aus, was man sonst auf Erden braucht, um Hilfe zu bekommen; es ist nicht gesagt, daß er ihrer würdig ist; es ist nicht gesagt, daß zwischen ihm und dir sonst noch eine Verbindung besteht, eine Gemeinschaft der Rasse, des Volkes, der Interessen, des Standes, der Sympathie. Er kann nur das Eine aufweisen, und das eben macht ihn zum Nächsten: er hat nicht, was du hast...Du hast Schutz, er ist schutzlos - du hast Ehre, ihm ist sie genommen -, du hast noch etwas Geld, er hat keins mehr, - du hast ein Dach überm Kopf, er ist obdachlos." (S. 368) Und die Schlußsätze dieser Predigt vom Buß- und Betttag 1938: "Gott will Taten sehen...Nun wartet draußen unser Nächster, notleidend, schutzlos, ehrlos, hungernd, gejagt und umgetrieben von der Angst um seine nackte Existenz, er wartet darauf, ob heute

die christliche Gemeinde wirklich einen Bußtag begangen hat." (S. 369) Wie kam der Pfarrer dazu, so mutig zu predigen? Er hat sein Bibelwort wörtlich genommen, über das am Buß- und Betttag 1938 zu predigen war. Der mutige Prediger war ein junger Mann. Er hatte damals in Berlin-Dahlem die Vertretung für Pastor Martin Niemöller übernommen, der bereits inhaftiert war. Es war Helmut Gollwitzer.

Bei einem Gottesdienst, den ein anderer Pfarrer der Bekennenden Kirche während des Dritten Reiches für Jugendliche gehalten hat, hat sich folgendes ereignet. Hören wir den Bericht des Zeitzeugen: "Auf unterschiedlichen Linien des S-Bahn waren die Jungen angereist, saßen jetzt dichtgedrängt in der alten Kirche...Die Predigt hielt ich über den 91.Psalm. Schon als ich den Text las, waren alle hellwach. Ja, das war genau unsere Situation. Und als ich den dritten Vers las, ging ein Raunen durch die Kirche. 'Er errettet dich vom Strick des Jägers und von der verderblichen Pest.' Jäger? Natürlich, das war ja der Staatskommissar, der so eifrig bemüht war, unsre Kirche der Partei gleichzuschalten. Und die Pest? Nun, da konnte ja wohl kein Zweifel sein, was damit gemeint war. Es muß doch einer dagewesen sein, der nicht dicht hielt. Am nächsten Tag wurde ich zur Gestapo geladen. 'Sie haben gegen den vom Führer bestellten Rechtswahrer Jäger gepredigt!' Und dann brach ein Donnerwetter los. 'Das ist Volksverhetzung, Beschimpfung des Führers, Hochverrat!' ...Ich zog meine Bibel aus der Tasche. 'Hier, über diesen Psalm habe ich gepredigt.' Ich las vor 'Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe. Denn er errettet dich vom Strick des Jägers und von der verderblichen Pest.' Ich kam bis zu diesem dritten Vers. Der Kommissar riß mir die Bibel aus der Hand. 'Tatsächlich, das steht hier wirklich: Denn er errettet dich vom Strick des Jägers'...Er las den ganzen Psalm. Dann schlug er das Buch zu, gab es mir zurück...Er raffte sich hoch, schrie mich an: 'Raus!' " (Alfred Salomon, Sehen wir den Tatsachen ins Auge. Ein Zeitzeuge des Kirchenkampfes berichtet, S.90f) Das Beispiel zeigt: In bestimmten Situationen kann das Wort der Bibel direkt politisch verstanden werden. Man muß es nur laut vorlesen. Man muß noch nicht einmal etwas dazu sagen.

Ich will nun in sechs Schritten darstellen, inwiefern die Bibel ein politisches Buch ist und worin die Bibel dem politisch engagierten Menschen hilft.

1. Die Bibel vermittelt Maßstäbe für Gut und Böse.

Unter den Widerstandsleuten gegen Hitler war der Jurist Helmuth James von Moltke, der führende Kopf des "Kreisauer Kreises". Zum Kreisauer Widerstandskreis gehörten auch Eugen Gerstenmeier und Pater Alfred Delp aus Mannheim. Delp und von Moltke wurden beide hingerichtet. Gerstenmeier kam nach einem Gefängnisaufenthalt mit dem Leben davon. Helmuth von Moltke, Jurist, damals dienstverpflichtet als Kriegsverwaltungsrat in der Abteilung Ausland im Oberkommando der Wehrmacht, schrieb am 17. März 1940, einem Sonntag, an seine Frau Freya: "Heut ist ein langer ruhiger Tag...Ich ...frühstückte köstlich und lauschte dann der Suite in h-Moll...dann habe ich wieder ein wenig in der Bibel gelesen, eine Tätigkeit, die ich jetzt mit mehr Freude betreibe denn je zuvor. Früher waren das für mich im Grunde Geschichten..., heute aber ist mir das alles Gegenwart." (S.119) Dann am 1. Juni 1940: "Wer, um sich den äußeren Frieden zu erhalten, schwarz weiß sein läßt und böse gut, der verdient den Frieden nicht, der steckt den Kopf in den Sand. Wer aber jeden Tag weiß, was gut ist und was böse, und daran nicht irre wird, wie groß auch der Triumph des Bösen zu sein scheint, der hat den ersten Stein zur Überwindung des Bösen gelegt." (S.126) Ein Jahr später, am 6. November 1941: "Verbrecher gibt es überall und hat es überall gegeben, aber es ist die unabweisbare Aufgabe aller Rechtschaffenen, die Verbrechen klein zu halten, und wer sich dieser Aufgabe entzieht, der ist mehr schuld an den Verbrechen als der Verbrecher selbst." (Freya von Moltke/ Michael Balfour/ Julian Frisby, Helmuth James von Moltke 1907-1945. Anwalt der Zukunft, Stuttgart 1975, S.172) Zu so klaren Sätzen kam von Moltke als ein Mann, der im Alter von 33 Jahren wieder begonnen hatte, in der Bibel zu lesen. Er hat als seine politische Aufgabe begriffen: Die Verbrechen klein zu halten.

2. Die Bibel vermittelt Realismus bei der Sicht des Menschen.

Schon im 4. Kapitel der Bibel (1. Mose 4,1-16) wird der erste Mord, ein Brudermord, erzählt. Die Religion spielt eine Rolle in der Vorgeschichte dieses Mordes.

Am Ende der Geschichte von der großen Flut (1. Mose 6-8) wird formuliert: "Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf." (1. Mose 8,26)

Über Abraham und Lot, seinen Verwandten, wird berichtet: "Das Land konnte es nicht ertragen, daß sie beieinander wohnten; und es war immer Zank zwischen den Hirten von Abrams Vieh und den Hirten von Lots Vieh." (1. Mose 13,6-7)

Durch Betrug des alten Vaters, bei dem Betrug spielt die Mutter mit!, gewinnt Jakob mit List den Segen, der eigentlich seinem älteren Bruder, dem Erstgeborenen, zusteht. (1. Mose 27)

David, der große König, er begeht als Schreibtischtäter einen Mord. Er läßt einen seiner Offiziere bei einem militärisch sinnlosen 'Himmelfahrtskommando' ums Leben bringen, weil er, der König, die Ehefrau dieses Offiziers geschwängert hat, während dieser im Krieg für König David kämpfte. (2. Samuel 11-12)

Prinz Absalom, Sohn des Königs David, rebelliert gegen den Vater. Er bereitet seine Rebellion jahrelang vor, indem er die Gunst der Bevölkerung für sich gewinnt. Ich lese aus 2. Sam 15,2-6:

"Und wenn jemand einen Rechtshandel hatte und deshalb zum König vor Gericht gehen wollte, rief ihn Absalom zu sich und sprach: ... Siehe, deine Sache ist gut und recht; aber du hast keinen beim König, der dich hört. Und Absalom sprach: Oh, wer setzt mich zum Richter im Lande, daß jedermann zu mir käme, der eine Sache und Gerichtshandel hat, damit ich ihm zum Recht helfe! ... So stahl Absalom das Herz der Männer Israels." Ich denke, Sie kennen das aus der Politik, daß ein Jüngerer, der selber an die Macht will, in jahrelanger, geduldiger, heimlicher Überzeugungsarbeit dem Älteren, der an der Macht ist, die 'Herzen der Männer Israels stiehlt'.

"Die Bibel ist voll von Zeugnissen über Listen, Verrat, und Komplotten." Dies sagt kein Theologe, sondern der Diplom-Volkswirt Gustav Adolf Pourroy in seinem Buch "Das Prinzip Intrige". (S. 90)

Im Neuen Testament vermittelt die Geschichte vom Leiden und Sterben Jesu den größten Realismus in der Sicht des Menschen. Ein Mann aus dem engsten Kreis um Jesus entschließt sich zum Verrat (Markus 14,10). Der "Judaskuß" ist sprichwörtlich geworden. Dann, im Ölgarten Gethsemane, Jesus ist- wie die Bibel sagt- "betrübt bis an den Tod"; er bittet drei seiner Jünger um Unterstützung:

"bleibt hier und wachtet!" Aber die drei versagen kläglich. Sie schlafen. (Markus 14,32-42) Pilatus, der römische Gouverneur, sozusagen die Spitze der Staatsmacht, geht den bequemsten Weg. Warum soll er nicht einen Justizmord riskieren, wenn er sich dadurch beim Volk wieder etwas beliebter machen kann? (Markus 15,6-15)

Ja, wer in der Bibel liest, der bekommt eine realistische Sicht des Menschen. Ich denke, wer politisch tätig sein will, braucht eine realistische Sicht des Menschen. Ich mag ein Wort, das Konrad Adenauer zugeschrieben wird: "Nehmen Sie die Menschen, wie sie sind! Andere gibt's nicht."

3. Die Bibel bewahrt vor Menschenverachtung.

Wer den Menschen realistisch sieht, gerät in die Gefahr, ihn zu verachten. Da werden dann die biblischen Worte und Geschichten wichtig, die uns sagen, wie Gott umgeht mit den Menschen, die so realistisch gesehen und beschrieben werden in ihrer Bosheit. Am Kreuz betet der sterbende Jesus: "Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!" (Lukas 23,34) Oder denken Sie an die Geschichte mit Petrus und dem krähenden Hahn! Petrus meinte es gut. Er wollte unbedingt zu Jesus halten. Er sagte: "wenn sich auch alle von dir abwenden, ich nicht!" (Markus 14,29) Er hat als erster verleugnet. Dreimal hintereinander hat er behauptet: 'Ich habe mit Jesus Christus nichts im Sinn.' Später, als der Hahn krähte, da merkte Petrus, was er angerichtet hatte. Petrus fing an zu weinen. Bitterlich. Und welchem Jünger ist Christus zuerst erschienen nach seiner Auferstehung? Ausgerechnet dem Petrus! An der Person des Petrus wird die Gnade Gottes anschaulich, die Gnade, die vor der Menschenverachtung bewahrt. Daher steht auf vielen Kirchtürmen ein Hahn. Der Turmhahn erinnert daran: Ein Christ hat kläglich versagt in der Öffentlichkeit. Aber Christus hat dem Versager zugesagt: Ich bin für dich da. Ich verachte dich nicht. Ich bin dir gnädig.

4. Die Bibel lehrt, auf den einzelnen Menschen zu achten.

Ein politisch tätiger Mensch muß sich naturgemäß an den vielen orientieren, muß nach **Mehrheiten** Ausschau halten und nach relevanten Gruppen. Oft kann ich aber für viele garnichts erreichen. Die Bibel vermittelt uns die Achtung vor dem einzelnen Menschen, vor seinem Schicksal, vor seiner Würde. Die Bibel macht aufmerksam auf den Wert der **unscheinbaren, kleinen Taten**. Fast

könnte ich sagen: auf den Wert der Begegnung mit dem einzelnen Bürger in einer Sprechstunde im Wahlkreis oder auf den Wert eines Briefes, den eine Bürgerin unseres Landes erhält, die sich mit ihrem Anliegen an einen Abgeordneten gewendet hat. Die Bedeutung der Zuwendung zu einem einzelnen Menschen wird betont durch das Wort Jesu: "Wer einem dieser Geringen (die also bedürftig sind) auch nur einen Becher kalten Wassers zu trinken gibt, weil es ein Jünger ist, wahrlich ich sage euch: es wird ihm nicht unbelohnt bleiben." (Matthäus 10,42) Sie kennen das andere Jesuswort: "Wahrlich ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan." (Matthäus 25,40) Der christliche Glaube, der in der Bibel wurzelt, hat die Welt beschenkt mit der Idee von dem unendlichen Wert des einzelnen Menschen, von der Ewigkeitsbedeutung dessen, was einem einzelnen getan oder angetan wird.

5. Die Bibel sieht den Menschen zugleich als Teil von Gemeinschaften, als zoon politikon.

Ich will an einzelne biblische Geschichten erinnern, in denen das deutlich wird. Schon im 10. Kapitel der Bibel (1. Mose 10) finden wir das, was üblicherweise eine "Völkertafel" genannt wird, nämlich eine Aufzählung verschiedener Stämme aus der Urzeit der Menschheit. Dann im 11. Kapitel heißt es: "Wohlauf, laßt uns eine Stadt und einen Turm bauen." (1. Mose 11,4) Später geht die Doppelstadt Sodom und Gomorra in einer Katastrophe unter, weil die Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die in dieser Doppelstadt vorgekommen waren, buchstäblich 'himmelsschreiend' waren. (1. Mose 18-19). Zehn Gerechte hätten die Städte Sodom und Gomorra retten können, aber sie fanden sich nicht. Mir kommt da die "Allee der Gerechten" im heutigen Staat Israel in den Sinn, gepflanzt zum Gedenken an die Judenretter.

Ein politisch zentraler Text der Bibel findet sich im Buch des Propheten Jeremia. Nach der vernichtenden militärischen Niederlage des Staates Juda im Krieg gegen den babylonischen König war es zu einer Verschleppung von großen Teilen der Bevölkerung gekommen, weg nach Babel, in die Hauptstadt des Eroberers. Die saßen dann im unfreiwilligen Exil in Babel und sehnten sich zurück nach Jerusalem. An die in der Fremde schrieb der Prophet Jeremia einen Brief. Darin heißt es: "So spricht der Gott Israels: ... Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet

für sie zum HERRN; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's euch auch wohl." (Jeremia 29,7) Mit diesem Wort hat der Prophet Jeremia seinen jüdischen Glaubensgenossen einiges zugemutet. Wieviel, das kann ich vielleicht durch einen kühnen Vergleich deutlich machen. Als mein Vater in russischer Kriegsgefangenschaft gewesen ist, von 1945 - 1949, wenn ihm da sein Heimatpfarrer geschrieben hätte: 'Lieber Herr Barié, beten Sie für die Regierung der Sowjetunion, beten Sie für Stalin, denn wenn's der Sowjetunion gutgeht, geht's euch Kriegsgefangenen auch gut.' Ich ahne, was mein Vater über einen Pfarrer gedacht und gesagt hätte, der so etwas an ein Gemeindeglied in der Gefangenschaft schreibt. Und ich weiß damit zugleich, was der Prophet in Gottes Namen damals seinen jüdischen Landsleuten in der Verbannung in Babel zugemutet hat. Aber damit hat Jeremia ihnen zugleich auch Hoffnung vermittelt. Wenn es sich lohnt zu beten, zu beten für die Heiden, die in Babel regieren, für diesen gottlosen Staat, dann ist ja Gott nicht machtlos gegenüber diesem Staat. Dann ist auch die Situation der Deportierten nicht letztlich hoffnungslos, auch wenn sie viel Geduld werden aufbringen müssen.

Der Apostel Paulus hat später den Christen in der Stadt Rom das gleiche zugemutet. Er schrieb in dem berühmten 13. Kapitel des Römerbriefes: "Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott angeordnet." (Römer 13,1) Damit hat Paulus den Christen in Rom einiges zugemutet. Schaut den römischen Staat, diesen mit Blut befleckten heidnischen Staat mit dem Kaiser Nero, der euch verfolgt, schaut ihn an als ein Werkzeug Gottes, von dem ihr wißt, daß er will, daß allen Menschen geholfen werde. Laßt dies eure erste Sorge sein, daß der Staat seinem Auftrag besser gerecht werde. So schlimm eure Lage auch ist in einem miserablen Staat, hoffnungslos ist sie nicht. Denn für jede Regierung gilt, was Jesus zu Pilatus gesagt hat. Es geht dabei um die Frage: Wie ist politische Macht zu verstehen? Jesus steht als Angeklagter vor Pilatus. Der will ihn verhören. Jesus gibt dem mächtigen Mann keine Antwort. Dem wird das Schweigen Jesu schließlich zu bunt: "Redest du nicht mit mir? Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich loszugeben, und Macht habe, dich zu kreuzigen?" Und Jesus, ganz ruhig bleibend, sozusagen ganz cool, sagt zu dem Gewaltigen, vor dem er als Gefangener steht: "Du

hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre." (Johannes 19,9-11) So kann Jesu mit seiner Macht umgehen! Indem er darauf verzichtet, sie zu gebrauchen. Indem er sich ausliefert an die irdischen Machthaber. Indem er ihnen freundlich, aber klar ins Gesicht sagt, daß sie keine Machthaber sind, sondern nur Machtleiher. Nur auf Zeit hat Gott ihnen die Macht über andere Menschen verliehen. Er hat sie nicht als Besitz in ihre Hände gegeben.

6. Die Bibel vermittelt Hoffnung.

In einer zweiten politisch zentralen Bibelstelle geht es ebenfalls um das Gebet für die Menschen in öffentlicher Verantwortung. Im ersten Brief an Timotheus steht im 2. Kapitel (V.1-4): "So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen tue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, damit wir ein ruhiges und stilles Leben führen können in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit. Dies ist gut und wohlgefällig vor Gott, unserm Heiland, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen." 'Gott, unser Heiland, will, daß allen Menschen geholfen werde' - ein Satz voller Hoffnung, ein Satz, der eine weite Perspektive vermittelt. Das hoffnungsvolle Gebet für alle, die regieren oder überhaupt ein öffentliches Amt haben, gehört zu den Grundaufgaben einer christlichen Gemeinde. Dabei kann es schon sein, daß sich in der Gemeinde Protest regt, wenn im Gottesdienst gebetet wird für die politisch Verantwortlichen in Parlament und Regierung. Während der Revolutionsjahre hat 1848 in Schluchtern bei Eppingen der Pfarrer seine biblische Pflicht erfüllt und hat im Gottesdienst gebetet für die Obrigkeit, damals also für den badischen Großherzog. Da protestierte ein Bürger namens Koch, von Beruf Müller, laut und rief in die Kirche hinein: "Bet für uns unn net für den Spitzbub!" Für seine 'unrespektierliche' Äußerung wurde der Schluchterner Müller damals hart bestraft. Das Gebet für die politisch Verantwortlichen ist in seinem Kern ein Ausdruck der Hoffnung. Wir hoffen, weil Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Ähnlich ist es schon zu lesen in den heiligen Schriften des Volkes Israel, im Alten Testament. Beim Propheten Jesaia findet sich die Verheißung: "Viele Völker werden hingehen und sagen: Kommt, laßt uns auf den Berg des HERRN gehen, ... daß er uns lehre seine Wege! Denn er wird zurechtweisen viele Völker. Da werden sie ihre

Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. ... und werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen." (Jes 2,3-4, vgl. Micha 4,1-3) Und schließlich im letzten Buch der Bibel, in der Offenbarung des Johannes: "Danach sah ich, und siehe, eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen; die standen vor dem Thron (Gottes) ... und riefen mit großer Stimme: Das Heil ist bei unserm Gott." (Offenbarung 7,9-10) Und im vorletzten Kapitel der Bibel: "Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen." (Offenbarung 21,4) Das sind Sätze der Hoffnung auf Gott. Sätze, gesagt in dem Glauben, daß Gott Macht hat. Daß Gott also etwas machen kann. Da, wo wir sagen: da ist nichts mehr zu machen. Wenn Gott alle Völker lehrt, werden sie nicht mehr lernen, Krieg zu führen. Wenn Gottes Reich kommt, sind alle bei der Wahrheit. Wenn Gottes Reich kommt, ist allen Menschen geholfen. Wenn Gottes Reich kommt, dann wird Gott "abwischen alle Tränen von ihren Augen."

Hugo Hahn, der Onkel des früheren Kultusministers und späteren Europaabgeordneten Wilhelm Hahn, hat erzählt, was sich 1918 ereignet hat, als die Rote Armee gekämpft hat in den baltischen Ländern. Da drang in Riga ein Trupp von Rotarmisten in eine evangelische Kirche ein. Einer der Rotarmisten schlug auf der Kanzel die Bibel auf, las den Vers vor: "Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein." Er schlug die Bibel wieder zu und sagte: "Das ist unser Programm, das werden wir jetzt durchführen." (Vgl. Helmut Gollwitzer, Veränderung im Diesseits. Politische Predigten, München 1973, S. 73) So, meine Damen und Herren, ist kein Verheißungswort der Bibel gemeint: 'Das ist unser Programm, das werden wir jetzt durchführen.' Die Verheißungsworte der Bibel sind anders gemeint. Sie machen uns gewiß, daß unser Tun nicht alles ist. Die Verheißungsworte der Bibel schenken uns Hoffnung, daß die gutgemeinten Bruchstücke, die wir zustandebringen, nicht das Ganze sind.

Ist die Bibel ein politisches Buch? Sie haben durch meinen ganzen Vortrag hindurch gemerkt, daß ich diese Frage mit ja beantworte. Ich will nun, was ich über die Bibel gesagt habe, noch einmal zusammenfassen in Sätzen der Systematischen Theologie, also jener

Teildisziplin der evangelischen Theologie, die in Fragen der Dogmatik und der Ethik nach Antworten sucht. Die Sätze sind formuliert in Anlehnung an Helmut Gollwitzer, Erwägungen zur politischen Predigt, in: Forderungen der Freiheit. Aufsätze und Reden zu politischer Ethik, München 1964, S.103ff.

Weil Jesus zur Welt gekommen ist, sagt Gott Ja zur dieser Welt. Sie ist und bleibt Gottes Schöpfung. Der Schöpfer gibt die Welt nicht dem Verderben preis. Zur Schöpfung gehören die Natur, der Leib, die äußeren Umstände. Gott freut sich an seiner Schöpfung. Darum kann und darf ein Christ die Schöpfung nicht ignorieren, vernachlässigen, sabotieren; er soll die Welt pflegen, für sie sorgen; er ist mitverantwortlich für sie.

Weil Jesus Christus zur Welt gekommen ist, sagt Gott ja zur Welt, und zwar trotz der Sünde. Durch die Vergebung Gottes wird der Sünder geschieden von seiner Sünde. Damit verbietet Gott, die Sünder so bei ihrer Sünde zu behaften, daß sie wegen ihr der Hoffnungslosigkeit überliefert würden. Die christliche Gemeinde bekennt Lebenshoffnung für die Sünder und hilft durch ihre Mitarbeit, das irdische Leben der anderen zu erhalten.

()

Durch die Worte der Bibel hören wir die Stimme Gottes. Gott ruft uns zur Verantwortung. Die eigene Entscheidung wird uns nicht abgenommen und nicht vorweggenommen durch eine gesetzliche Festlegung unseres Handelns. Herzstück des Gehorsams gegen Gott ist die eigene Verantwortung. Gott ruft. Wir geben Antwort. Durch unser Leben, auch durch unser politisches Verhalten.

Wie kommt es zu einer Entscheidung in christlichem Gehorsam? Da spielen drei Dinge eine Rolle.

1) Es ist zu beten um die Erleuchtung, daß uns ein Licht aufgeht. Das alte Pfingstlied "VENI CREATOR SPIRITUS", von Martin Luther verdeutscht, bittet: "Komm Gott, Schöpfer, Heiliger Geist, zünd uns ein Licht an im Verstand" (Evangelisches Gesangbuch Nummer 126,1 und 3)

2) Es ist die konkrete Situation nüchtern, mit aller nur möglichen Vernunftklarheit zu erfassen.

Und es ist 3) die so erfaßte Situation unter die orientierende Weisung der Bibel zu stellen.

Von der Bibel her kann nicht ein bestimmtes politisches Handeln an sich und als solches als das gute Werk vorgeschrieben werden.

Warum nicht? Weil sonst der Eindruck erweckt würde, als gäbe es gute Werke, die als solche den Täter rechtfertigen würden; Werke und Handlungen, mit denen er vor Gott rein und recht und gut dastünde; Werke und Handlungen, bei denen um Sündenvergebung nicht mehr zu bitten sei; Werke und Handlungen, aus deren Tun der Mensch einen Anspruch auf Segen gewinnen könne und auf Gelingen. (Vgl. Gollwitzer, S.107)

Hören wir auf ein Wort Martin Luthers zur Sache. "Der Theolog lehrt allein, daß man Christo glauben soll; danach ermahnt er jeden insgemein, gläubig seine Pflicht zu tun. So soll der Schuster seine Schuhe nähen; aber wie er sie nähen soll, wie er sie verkaufen soll, das vorzuschreiben ist nicht meine Sache. ... Sonst müßte ein Theolog alles verstehen und genau kennen, und es wäre ein unendliches Studium. So lehrt der Theolog, wenn er von bürgerlichen Dingen lehrt, nur allgemein. Er sagt: 'Du sollst nicht stehlen'; aber dann lehren die Juristen, wann ein Diebstahl vorliegt. So ermahnt er den Arzt allgemein, seine Pflicht zu tun; der muß dann dafür sorgen, nicht ich, daß er sehe, wieviel Medizin er zu geben hat." (Luther lebt! Seine Tischgespräche ausgewählt für unsere Zeit von Hermann Mulert, Berlin 1935, 227f) In den Texten der Bibel ist der göttliche Zuspruch und Anspruch im Blick auf die Wirklichkeit des Lebens zu hören. Diese Wirklichkeit ist immer auch eine politische. Wer das, was der biblische Text sagen will, ernsthaft gelten läßt für alle Bereiche des Lebens und wer nach dieser Geltung bewußt fragt, der entdeckt die Bibel auch als politisches Buch. Nach seiner Wahl zum ersten Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland hat Theodor Heuß seine Rede mit einem Zitat aus der Bibel geschlossen (Quelle: Reinhold Maier, Erinnerungen 1948-1953, S.180): "Gerechtigkeit erhöht ein Volk" (Sprüche Salomos 14,34) Damit hat der erfahrene Politiker Theodor Heuß praktiziert, was ich heute Ihnen gegenüber behauptet habe: die Bibel ist ein politisches Buch.

Predigt im Gottesdienst bei der Tagung des Freundeskreises am 28.8.94.

Markus Merz:

Liebe Freunde und Freundinnen des Ökumenischen Wohnheims, immer wieder wird man gefragt: "Wo kommen Sie eigentlich her?" Jemand will also wissen, was ich als meine Heimat ausbebe und wo denn meine Wurzeln seien.

In der Tat nimmt ein Mensch, der mir begegnet, Konturen an, wenn ich weiß, woher er kommt und wo ich ihn einordnen kann. Nun, ich antworte dann, daß ich aus Bayern stamme, meine Eltern ursprünglich dem mittelfränkischen Raum zuzuordnen seien und daß ich mich trotz meiner nicht bayrisch klingenden Sprache zu dieser Herkunft "bekenne".

Eines der ältesten Stücke des Alten Testaments ist übrigens eine Antwort auf solche oder ähnliche Fragen; hier "bekennt" sich jemand zu seiner Herkunft - allerdings auf eine ungewöhnliche Art:

5. Mose 26,5-9

I.

Hier bekennt sich jemand zu seiner Heimat, eine Heimat, die offenbar nicht selbstverständlich war: Sein Vater, eigentlich ein Aramäer, war heimatlos und er fand sich mit nur wenigen Landsleuten in Ägypten wieder. Doch kaum wurden aus diesen wenigen Leuten ein großes Volk, wurden sie geknechtet. In ihrer Not wandten sie sich an Gott, der ihnen auch half, sie auf wunderbare Weise herausführte und an einem Ort brachte, an dem es an nichts fehlte.

Der Hintergrund dieses Bekenntnisses ist allerdings ein anderer als etwa das interessierte Nachfragen nach seiner Herkunft. Der Text ist nämlich das Bekenntnis eines Bauern, der mit seinen Erntegaben zum Tempel geht und Gott für die Ernte danken möchte. Das Erntedankfest sozusagen ist der Ort, an dem er sich zu seiner Herkunft "bekennt".

Das überrascht zunächst, als es doch naheliegend wäre, beim Dank für die Ernte die vergangenen Monate zu überblicken, vom Umpflügen des Feldes,

über die Saat und das langsame Heranwachsen bis hin zur Ernte - sicherlich Zeiten, die der Bauer mit großer Anteilnahme miterlebt hat und von denen er viel zu erzählen wüßte. Doch der Bauer beginnt vielmehr mit den Hauptdaten der Geschichte seines Volkes, oder theologisch ausgedrückt: der Heilsgeschichte.

Denn mit dem Aramäer ist der Stammvater Jakob - beziehungsweise seine 12 Söhne - gemeint. Nachdem Josef von seinen Brüdern verkauft und nach Ägypten verschleppt wurde, kam er dort zu Reichtum und Ehre. Seine Brüder zogen ihm nach und begründeten so das Volk Israel in Ägypten. Bald wurden sie jedoch unterdrückt, hatten ihre Freiheit verloren und mußten die Vorratsstädte des Pharaos bauen. Doch Gott führte sie in die Freiheit; durch den Exodus kamen sie in das ihnen versprochene Land, in dem Milch und Honig fließt.

Wenn es also um den Dank für die Ernte geht, orientiert der Bauer sich nicht an den Ernteerträgen der letzten Jahre, sondern er geht zu den allerersten Anfängen zurück, da wo die Geschichte zwischen Gott und dem Volk Israel begann; das Bekenntnis des Bauern umfaßt die Zeit der Landlosigkeit bis hin zur Gabe von fruchtbarem Land, auf welchem er nun lebt und welches er bebaut.

Der Bauer sieht seine Gegenwart völlig umschlungen von der Vergangenheit. Vergangenheit, die noch lange nicht vergangen ist, sondern die hineinreicht in die Gegenwart; Gegenwart, die nicht für sich allein steht, sondern die lebt von den Zusagen, die Gott seinem Volk in der Vergangenheit gegeben hat.

Ich entdecke in diesem Bekenntnis einen Hinweis auf das Verstehen von Zeit - von Lebenszeit, von der vergangenen Zeit der Väter, von der Zeit der Geschichte Gottes mit seinem Volk.

II.

Das Volk Israel hat sich von seiner altorientalischen Umwelt darin unterschieden, daß es Geschichte nicht als ein zyklisches Wiederkehren von ewig Gleichem verstanden hat. Es ist vielmehr die einmalige Geschichte zwischen Gott und seinem Volk, eine Geschichte, durch die Israel zu seinem Selbstverständnis gelangte.

Geschichte wurde als etwas Vorwärtsschreitendes, als Geschichte mit Gott, die weitergeht und als Sinngebung für die Gegenwart begriffen.

Für den Bauer bestand sein Umgang mit der Zeit darin, daß er die Gegenwart nicht als fertige Größe verstand. Im Nachdenken übers Vergangene, über die Zeit der Landlosigkeit seiner Väter erlangt die Gegenwart seines Lebens vielmehr einen neuen Stellenwert.

Sich mit Geschichte in Beziehung zu setzen, meint also auch die Fähigkeit, das Eigene zu relativieren und sein Leben eingebettet in das der Gemeinschaft zu sehen.

So gehört die Erinnerung an die Vergangenheit zur Gegenwart. Ja, das Sich-in-Beziehung-setzen zur Vergangenheit stellt die Basis für den fruchtbaren Umgang mit der eigenen Zeit dar und öffnet so erst den Blick für die Zukunft.

Sicherlich hatte für den alttestamentlichen Glauben auch zyklisches Denken Raum: Denn die Gültigkeit der Zusagen Gottes und die Beständigkeit des Lebens, samt der Fruchtbarkeit des Landes hing auch von Israels Antwort ab. Und Israel antwortete auf diese Gabe in seinem Kult und seinen Festen; so zum Beispiel das israelitische Laubhüttenfest, oder wie wir sagen würden: das Erntedankfest. Dabei wurden Feste als der Zeit enthoben geglaubt, eine Art von zeitlosem Ruhepunkt, der die Gelegenheit gab, sich selbst, das bisher Erreichte und die Geschichte des eigenen Volkes, zu überblicken. Das Fest ist wie ein Aussichtsturm im Fluß der Zeit, den man erklimmt und der den Augen weiten Raum öffnet. An Festen findet nun eine Art Zusammenschau statt: Das Vergangene und die Gegenwart, samt den Abwegen und Irrwegen wird vor Gott zu einem sinnvollen Ganzen, zu dem man sich bekennen kann.

III.

Reinhold Bernhardt:

Markus hat am Bekenntnis des Bauern zwei Erfahrungen von Zeit gegenübergestellt: die zyklische Zeit und die lineare Zeit. Man sagt ja, das eher zyklische Zeitempfinden sei typisch für die östlichen Religionen, vor allem für den Hinduismus - man denke an "das Rad der Wiedergeburt", das lineare dagegen für die Religionen semitischen Ursprungs: Judentum,

Christentum und Islam, wo es zur Ausbildung eines Geschichtsverständnisses kam. In der Tendenz mag das auch richtig sein, doch kann man beide Zeitvorstellungen nie ganz voneinander trennen und verschiedenen Kulturkreisen zuweisen. Das ist im Leben des Bauern - im Leben jedes Bauern - ganz offensichtlich. Zum einen die ewigen Kreisläufe von Saat und Ernte, Aufblühen und Abblühen, Winter, Frühjahr, Sommer und Herbst. Und zum anderen die von Jahr zu Jahr vergehende, unwiederholbare, immer weiter fortschreitende Zeit.

Wie sehr diese beiden Erfahrungen von Zeit sich überlagern, erleben wir hier auch im Wohnheim ganz unmittelbar.

Jedes Semester stellt in sich einen Zyklus dar: Auswahl der Bewerbungen, Einzug der "Neuen", Semestereröffnungswoche, Anfangskonvent, Hausabende, Andachten, Weihnachtsfeier, Abschlußkonvent, Fest. Im Sommersemester kommt dann noch die Studienfahrt und das Sommerfest hinzu. Von Semester zu Semester der gleiche Ablauf. Aber doch niemals das Gleiche. Besonders wenn Bewohner, mit denen man vertraut geworden war, ausziehen und neue in deren Zimmer einziehen, wird deutlich, wie sehr die Zeit ein schnell fließender Strom ist. So schnell manchmal, daß es einem schwindelt. Die Zeit zerrinnt und reißt gewachsene Strukturen, Beziehungen und Gewohnheiten mit sich fort. "Panta rei", alles fließt.

Beide Zeitauffassungen - die zyklische und die lineare - sind in gewisser Weise Trostlos, weil Sinnlos: Der ewig um sich selbst drehende Kreis ebenso wie das unaufhaltsame Vorwärtstreiben. - Beide "Paradigmen" beschreiben Bewegungen, die an sich keinen Sinn haben. Wir sind ihnen ausgeliefert wie ein Hamster seinem Rad oder wie ein Marathonläufer seinem Weg - wobei wir noch nicht einmal das Rad anhalten und den Lauf unterbrechen können.

IV.

Nun gibt es aber noch eine dritte Zeiterfahrung. Und um die geht es eigentlich in dem Predigttext. Vielleicht erschließt sie sich erst dort, wo man sich den "Sitz im Leben" des Predigttextes vergegenwärtigt, wie Markus das gezeigt hat: Der Text hat seinen Ort im Zusammenhang des jüdischen "Erntedankfestes". Und gerade am Fest macht sich diese dritte Dimension

von Zeit oft fest. Ich meine die Erfahrung der Zeitlosigkeit, oder sollte ich sagen: der Ewigkeit. Sie hat ihren Ort nicht am Ende der Zeit und nicht jenseits der Zeit, sondern mitten in der Zeit, auf dem Grund der Gegenwart. Sie hält die fließende Zeit nicht auf, sie hält sie aber zusammen.

Diese Zeitlosigkeit ist die Zeit Gottes. Man kann sie nicht messen, wie die lineare, chronologische Zeit, und man kann sie nicht bestimmen wie die zyklische Zeit. Man kann sich nur in sie versenken, so daß Gott uns aus ihr entgegenkommt und uns in sie einsenkt.

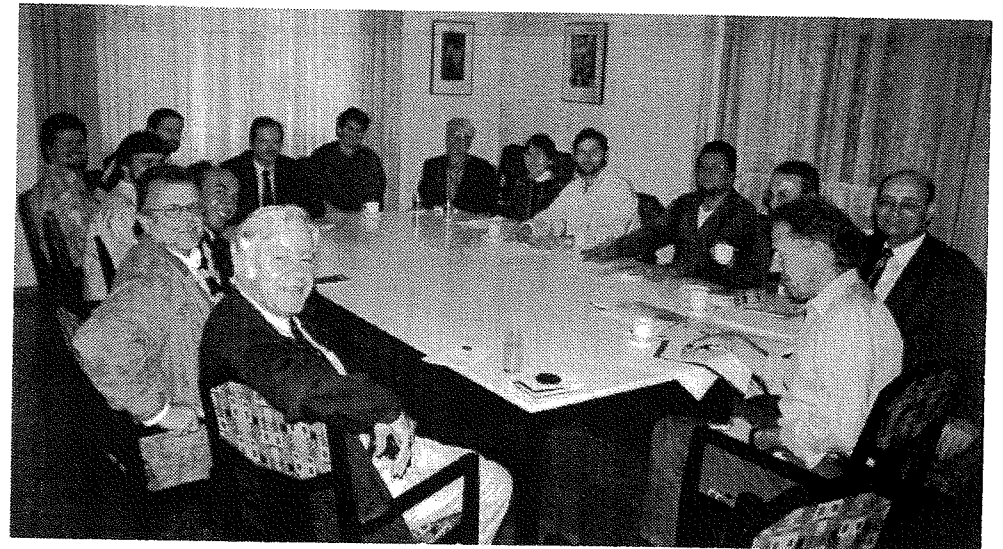
Wo das geschieht - und sei es nur für einen Moment -, werden wir frei von der Last des Alltags. Es ist, als würden wir an einem tiefen Brunnen stehen, von dem man normalerweise nur die dunkle Wasseroberfläche sieht. Und plötzlich fällt Licht hinein und man sieht hinab - bis auf den Grund. Und man sieht die Quelle auf dem Grund, die den Brunnen speist.

Die Zeit Gottes ist ungeteilt, sie kennt nicht Vergangenheit noch Zukunft. Sie ist immerwährendes Jetzt, ewige Gegenwart, die sich immer neu gegenwärtigt. Geborgen in dieser Fülle der Zeit können wir Vergangenes loslassen, um frei zu werden für die Gegenwart. Und wir können den Moment auskosten, ohne ihn immer schon gleich als Schritt auf dem Weg in eine ungewisse Zukunft sehen zu müssen.

In den Andachten hier im Ökumenischen Wohnheim versuchen wir uns auf dieses ewige Jetzt im Flug der Zeiten zu besinnen. Mit Texten, Bildern, Zeiten der Stille, Liedern. Es hält unsere Zeiten zusammen, es hält uns als Gemeinschaft zusammen, es verbindet uns mit der Geschichte dieses Hauses und der Intention seines Gründers.

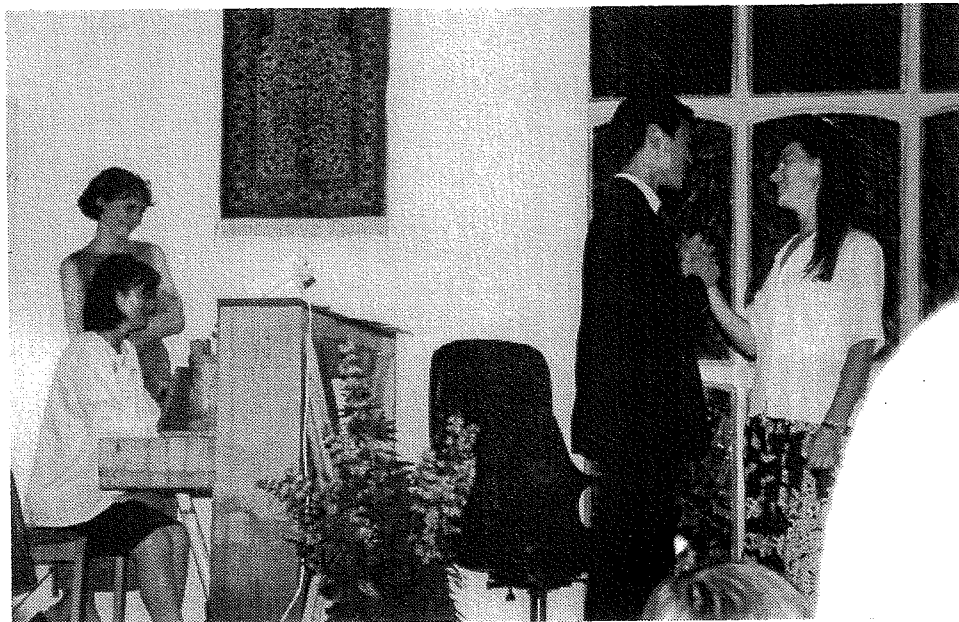
Es ist ein Haus aus lebendigen Steinen. Die Zeit Gottes hält es zusammen und gibt den Steinen immer neues Leben. Amen

Johannes Dübbelde





Verabschiedung von Dr.Reinhold Bernhardt



Prof.Michael Plathow Und Dr.Günther Gaßmann



Fernando Enns, Karl Borrmann, Dr.Wolf-Rüdiger Schmidt



Fernando Enns



Prof. Michael Plathow

MEDIZINETHIK

**Zwischen Machbarkeit und
Menschenwürde:
Medizinethik in der Kontroverse**

Genau genommen befindet sich nicht nur die Medizinethik in der Kontroverse, sondern auch die Forscher, Forschergruppen, Ärzteteams und Institutionen sowie Gesetzgeber und Politiker, die ihr Tun und ihre Entscheidungen ethisch überprüfen und steuern sollten. Oft ist das Ergebnis der Überprüfung strittig, nicht selten unterbleibt sie ganz. Kontroversen entstehen, wenn medizinethische Experten uneins sind oder wenn die Öffentlichkeit – schließlich hat sie ein gewichtiges Mitspracherecht und eine Mitverantwortung –, kundig oder auch unkundig, zu den großen, ungelösten Fragen Stellung nimmt. Die Medien leisten hier zwiespältige Dienste: Es gibt hervorragende Darstellungen und medizinethische Diskussionen im Fernsehen, im Radio und in der Presse, aber auch gänzlich unnötige und irreführende Dramatisierungen und Sensationsmeldungen, auch Fehlinterpretationen, wie z. B. 1992 die Deutung der wochenlangen Erhaltung des »Erlanger Babys« als absichtlich herbeigeführtes »Experiment«.

Macht und Ohnmacht der Medizinethik

Weshalb ist denn die Medizinethik so wenig effektiv, kontrovers in ihrer Anwendung und nahezu machtlos in der Durchsetzung der Begrenzung des Machbaren? Die Ethik ist eben nicht ein »Fach« wie die Physik oder die Jurisprudenz, in denen Experten verbindliche Auskunft und entsprechende Anweisungen geben können. Sie ist offen und darin verwundbar, daß ihre Begründungen »weich« (logisch geurteilt) und auch vielfältig sind und vor allem, daß im Grunde alle verantwortlichen Menschen eingeladen sind, mitzureden. Genauer gesagt, darf und soll bei der Medizinethik mitreden, wer

1. zumindest eine klare Kenntnis der anstehenden Sachfragen hat (was auch ohne Medizinstudium durchaus möglich ist),
2. die ethische Reife besitzt, verantwortungsvoll und vorurteilsfrei ein komplexes ethisches Problem (eines Patienten, einer Gesetzgebung, einer Forschungsplanung u. ä.) anzugehen,
3. bereit ist, für die Folgen seiner ethischen Entscheidung voll einzutreten und die Verantwortung dafür zu übernehmen.

Die Medizinethik ruht mithin keineswegs auf den fachmedizinischen Urteilen der medizinischen Experten. Ihre Probleme können nicht allein mit medizinischem Wissen gelöst werden. Ihre fachliche Breite ist zugleich die Stärke der Medizinethik; sie umfaßt verantwortungsvoll die Detailalternativen und einzelnen Schritte medizinischer Forschung und Praxis sowie der Gesundheitspolitik – strukturell nicht unähnlich ihren Nachbarn, der »Wirtschaftsethik« und der »politischen Ethik«.



Der Autor:
Dietrich Ritschl, geb. 1929,
Theologe und Psychotherapeut.
Lehrt seit 1983 Theologie und
medizinische Ethik an der Universität
Heidelberg. Seit 1986 Direktor
des Internationalen Wissenschaftsforums der Universität
Heidelberg

Während bis etwa 1970 nur »ärztliche Ethik« diskutiert und meistens – entsprechend den damaligen autoritären oder gar »patriarchalischen« Strukturen der praktischen Medizin – durch die Chefs und ihre Erfahrungen mehr oder minder diktiert wurde, hat die Medizinethik seither eine gewaltige Verbreitung erfahren. Als ihre sich überlappenden, großen Felder gelten heute:

1. die Arzt-Patient-Beziehung mitsamt den damit verbundenen Familienstrukturen, auch den Problemen der Medikamentenvergabe und mithin der Pharmaindustrie,
 2. die Gesundheitsversorgung und -politik mitsamt dem Krankenhaus- und Krankenkassenwesen sowie den Problemen der Forschung und des Fortschritts, nicht zuletzt mit Blick auf die armen Länder der Erde,
 3. die Gesundheitserwartungen und das tatsächliche Gesundheitsverhalten der Bevölkerung (Hygiene, Suchtmittel, Arzt- und Zahnarztbesuch, Einstellung zu Krankheit und Tod, Gesundheitserziehung in Familien und Schulen).
- Das erste Feld betrifft die interaktionelle Ebene, das zweite die strukturell-institutionelle Ebene, das dritte die Ebene der kulturellen Traditionen. Es ist interessant zu beobachten, daß die dritte Ebene der



kulturellen Traditionen eher die zweite und erste prägt als umgekehrt.

Gewiß ist die Macht der Medizinethik begrenzt. Sie ist nicht größer als ihre Überzeugungskraft und die Bereitschaft der verantwortlichen Bürger und Bürgerinnen, der Männer und Frauen in der Wissenschaft, der Politik, den Krankenhäusern und Arztpraxen, in Schulen und Kirchen und in den Familien mitzudenken. Gesichtspunkte zu prüfen. Argumente nachzuvollziehen oder selbst zu erstellen. Jedoch hat die Medizinethik einen starken Verbündeten: die Rechtsprechung, der »bewaffnete Teil der Ethik« (GÖRG HAVERKATE). Allerdings ist nicht alles ethisch, was rechtens ist und darin liegen die Grenzen dieser Bundesgenossenschaft. Trotzdem sind die »Medizinrechtler« (in Deutschland heute namentlich E. DEUTSCH, A. ESER, H.-G. KOCH, A. LAUFS, G. WOLFFSLAST) unverzichtbare Partner der Medizinethiker. »Ethik und Recht haben ein Wächteramt«, sagte mir ADOLF LAUFS auf dem Heimweg vom Radiostudio, wo wir 1993 unser qualifiziertes Ja zu den Heidelberger Crashtests (mit Leichen von Kindern) für sichereren Autobau vertreten hatten.

Sind die Medizinethiker Experten?

Wenn Medizinethiker eine größere Übersicht, mehr internationale Erfahrung und eine breitere Kenntnis von verwandten Problemen in Literatur und Praxis haben als andere an Medizinethik interessierte Personen, so steht nichts im Weg, sie »Experten« zu nennen. Sie gelten dann auch als qualifiziert für das Abhalten von Lehrkursen, für das Abfassen von Büchern und - das ist ein hoher Anspruch! - für die Belehrung von Politikern. Sie finden sich heute in der »Akademie für Ethik in der Medizin« (mit der gleichnamigen Zeitschrift) zusammen, in anderen Ländern in entsprechenden Organisationen. In Deutschland sowie in Frankreich, den Niederlanden, in den USA und in Australien (gewiß auch anderswo) gibt es »medizinethische Institute«, die untereinander regen Austausch pflegen.

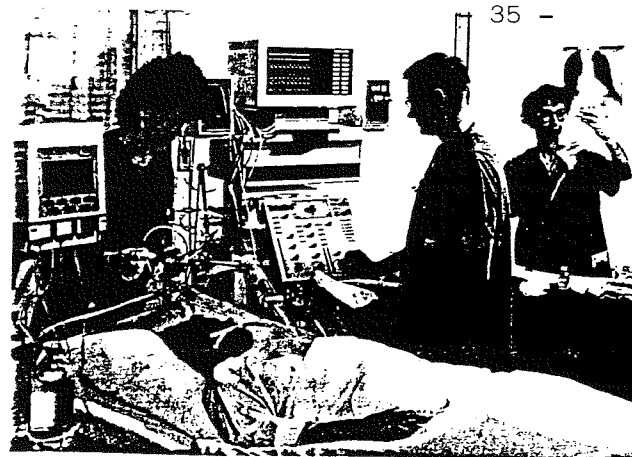
Dieses Expertentum verleiht den Beteiligten jedoch kaum eine fachliche Autorität, die ein objektives Übergewicht gegenüber anderen, verantwortlich gefällten ethischen Urteilen beanspruchen kann. Das gilt auch für die »Ethikkommissionen«, in denen neben den »Experten« auch »ethische Laien« (ein sinnloser Ausdruck eigentlich) sitzen. Diese Kommissionen haben nur eine funktional-faktische Autorität in einer Forschungsinstitution oder einem Krankenhaus, keine ethisch absolute. Sie betreiben den ethischen Diskurs intensiver und bewußter als andere, die bloß einer Gewohnheit oder Routine folgen, aber das ist auch ihr einziger Vorzug. Eine Alibifunktion für solche, die sich vom ethischen Überprüfen dispensieren wollen, sollen die Ethikkommissionen ohnehin nicht haben.

Nur relativ wenige der Medizinethiker sind Ärzte oder Ärztinnen aus der Praxis oder Klinik. Die meisten rekrutieren sich aus der medizinischen Psychologie (S. REITER-THEIL), der Medizinhisto-

rie (z. B. G. BOCKENHEIMER-LUCIUS, D. V. ENGELHARDT, E. SEIDLER, U. TRÖHLER, R. TOELLNER), der Philosophie (z. B. K. BAYERTZ, D. BIRNBACHER, H. JONAS†, G. PATZIG, H.-M. SASS, B. SCHÖNE-SEIFERT) der Theologie (z. B. F. BÖCKLET, U. EIBACH, H. GREWEL, J. GRÜNDEL, M. HONECKER, J. HÜBNER, F. J. ILLHART, D. MIETH, D. RÖSSLER) oder der Humangenetik (T. SCHROEDER-KURTH). Es ist vielleicht kein Zufall, daß die mehr theoretischen Fächer eine geeignetere Basis für die Medizinethik bieten als die reine Praxis, weil Ethik - zwar auf Praxisorientierung elementar ausgerichtet - doch einen aufwendigen theoretischen Unterbau hat. In der amerikanischen Medizinethik, die der europäischen lange Zeit an Gründlichkeit und Einfluß voraus war, stammen die meisten Ethiker aus der Philosophie, z. T. in Kombination mit der Medizin (z. B. H. T. ENGELHARDT jr.), seltener aus der Theologie (wie z. B. der einflußreiche J. C. FLETCHER).

Harte Kriterien oder nur »Grenzfähle«?

Im Zusammenhang mit der Benennung einiger heute besonders brennender Probleme wird die Grundfrage nach den medizinethischen Kriterien berührt. Die »Generalgrundlage« der Medizinethik in den genannten Ländern ist freilich die christlich-humanistische Tradition. Gewiß ist das ein ungemein breiter Traditionsfluß, und weil wir alle darin stehen, ist uns das oft nicht gegenwärtig. Bei meinem Besuch an einem neuen medizinethischen Institut in Bangkok und beim Gegenbesuch von sechs buddhistischen Medizinern und Ethikern in Heidelberg im Sommer 1995 wurde in den langen Diskussionen über Patientenautonomie und Menschenwürde, über Lebensanfang und -ende, über Hirntod (Organtransplantationen), über Schwangerschaftsabbruch, über Versicherungswesen, über Schmerz und Tod doch wieder deutlich, daß auch unsere breite Tradition eine gewisse Spezifität hat. Sie drängt sozusagen in eine bestimmte Richtung. Trotzdem ist natürlich die Feststellung richtig, daß wir in der westlichen Medizinethik in keiner Weise mit einheitlichen Kriterien operieren. Grundlegend sind allenfalls die breiten Rahmenorientierungen an Menschenrechten und -würde, die auch in den Verfassungen westlicher Demokratien verankert sind. Das ist sicher nicht nichts, stellen doch die Menschenrechtsdeklaration von 1948 und die ihr folgenden Pakte und Ausdifferenzierungen durch die Weltgesundheitsorganisation (WHO) einen ersten, bedeutungsvollen Anfang zu einer universalen Ethik der Menschheit dar! Aber die Breite dieser Rahmenbedingungen läßt keine strenge Deduktion auf spezifische Kriterien zu, die uns helfen könnten, medizinethische Probleme zu lösen. Immerhin sind innerhalb dieses breiten Rahmens - individuelle Menschenwürde (biblisch gesprochen: Ebenbild Gottes), Un austauschbarkeit des Individuums, Mensch als Zweck in sich selbst und als psychophysische Einheit - auch engere Kriterien konsensfähig geworden, die als »Pfähle« oder Grenzmarkierungen um das medizinische und gesund-



Der Umgang mit Apparate- und Intensivmedizin gehört zu den viel diskutierten Themen in der Medizinethik

heitspolitische Aktionsfeld eingeschlagen sind. Diese Markierungen - sie stammen z. T. aus den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen gegen Ärzte - konkretisieren das alte Motto »nil nocere« (dem Patienten nicht schaden) durch

1. die Regel des »informed consent«, d. h., was mit Patienten geschieht, muß ihre Zustimmung finden, die auf richtig verstandener Information beruht,
2. die »therapeutische Indikation«, d. h., alle therapeutischen Eingriffe sollen dem konkreten Patienten therapeutisch dienen. (Hier öffnet sich das Problem der Unterscheidung zwischen Humanexperiment und Heilversuch.)

Dazu gesellen sich die Maximen der Gleichheit der Behandlung, der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Zugleich müssen diese Regeln auf Gruppen und ganze Länder ausdehnbar sein. Ohne Kriterien muß also die Medizinethik nicht auskommen, es fragt sich nur, ob die genannten Maximen mehr sind als »Grenzfähle«. Immerhin sind auch diese oft erstaunlich konkret in heiklen und komplexen Problemkonstellationen. Ich habe z. B. ausschließlich mit diesen Maximen im Februar 1995 auf einem Kongreß von Neurochirurgen in Hannover gegen die neue Therapiemethode der »Neurotransplantation argumentiert, bei der Gehirnzellen von mehreren gleichzeitig abgetriebenen Feten in das Gehirn eines Parkinson-Patienten transplantiert werden, wo sie helfen sollen, den fehlenden Transmitterstoff Dopamin zu produzieren.

Drängt das Machbare gegen die Ethik?

Moderne, hochtechnisierte Medizin hat neue medizinethische Probleme geschaffen. Das Neue darf aber nicht überschätzt werden. Viele der scheinbar neuen Probleme gab es schon in früheren Zeiten, wenn z. B. ein Arzt nachts von mehreren Patienten in Not gleichzeitig gerufen wurde, mit seinem Pferdewagen zu kommen; oder als Stadtbehörden der Pest später der Syphilis Herr zu werden versuchten; als Impfungen gesetzlich vorgeschrieben wur-

den; als vermögende Leute eher Zugang zu guten Ärzten hatten usw.

Wirklich neu in unserer Zeit sind ethische Probleme wohl in folgenden Gebieten: 1. in der neu entwickelten Intensivmedizin (Erhaltung der Funktionen Schwerstkranker und Komatöser auf der Intensivstation), 2. in der Chirurgie mit ihren neuen Methoden der Transplantation, der nahezu grenzenlosen Metastasen Chirurgie und der kosmetischen Chirurgie, 3. in der Pharmakopsychiatrie, 4. in der Humangenetik (pränatale Diagnostik, somatische Gentherapie), 5. in der Reproduktionsmedizin (Behebung ungewollter Kinderlosigkeit) und 6. in der Frage der medizinischen Ressourcenverteilung zwischen Industrie- und Dritte-Welt-Ländern.

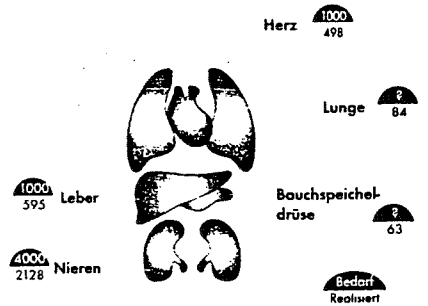
Jedes dieser Gebiete ist mit dem Fortschritt der Forschung verknüpft. Begrenzungen der Forschung sind nur durch Selbstbegrenzungen der Forscher möglich. (Im Hinblick auf das Klonen menschlicher Erbsubstanz ist dies weithin beabsichtigt.) Niemand will einen neuen »Fall Galilei«, bei dem die Kirche oder eine andere Instanz den Fortschritt verbietet. Höchstens Regelungen im Hinblick auf Anwendungen sind gesetzlich möglich, dann aber meist nur in nationaler Begrenzung - von interessierten Firmen, Forschungsgruppen und Patienten leicht zu umgehen. Hier besteht wirklich ein Dilemma. Ein ungemein differenzierter Lernprozeß wird nötig sein, um die ethischen Grenzen des Machbaren adäquat zu achten. Immerhin gibt es schon transnationale Verbote des Handels mit Embryonen (in Europa) sowie von Organen zur Transplantation (leider keineswegs in allen Ländern).

Drei heiß diskutierte Problemfelder

Abgesehen von der im Prinzip unlösbaren Abtreibungsfrage, bei der wiederum sichtbar wurde, daß auch christliche Grundpositionen der Beteiligten nicht zu einheitlichen Lösungen führen, sind heute mindestens drei Problemfelder umstritten:

1. Die Intensivstation, der gegenüber in der Öffentlichkeit Ängste vor überzogener Apparatemedizin, vor aufgezwungener Lebensverlängerung durch ihre Sachzwänge oder gar wegen Forschungs- und Karriereinteressen einzelner Ärzte bestehen. Mediziner teilen diese Sorgen zumeist nicht, weil sie sehen, welchen Segen die moderne Intensivstation für ungezählte Kranke gebracht hat und wie »menschlich« diese Stationen heute oft eingerichtet sind. Ungebührlicher Lebensverlängerung kann – um es nüchtern auszudrücken – durch Patiententestamente und verantwortliche Entscheidungen der Angehörigen weitgehend gewehrt werden. Damit ist das Problem, daß wir Menschen durch die Leistungen der Medizin immer älter werden, daß damit auch die Zahl der Erkrankungen (pro Menschenleben sowie absolut) ansteigt, daß ein Riesenanteil der Gesamtkosten für das Gesundheitswesen für die letzten sechs Monate eines Patientenlebens eingesetzt wird, nicht aus der Welt.

Organtransplantationen in Deutschland 1995*



Quelle: Deutsche Stiftung Organtransplantation *vorläufige Zahlen

2. Die Hirntod-Definition und die neuen Zweifel an dem vor wenigen Jahrzehnten als Konsens erscheinenden Einvernehmen, es sei für die Definition des Todes – und damit für eine Explantation von Organen – hinreichend, wenn der definitive Ausfall eines vitalen Bereichs des Gehirns oder des ganzen Gehirns festgestellt ist. Die Kritik an der Gleichsetzung von Hirntod und menschlichem Tod (H. JONAS, auch das israelische Haupttribunat u. a.) löste eine differenzierte Diskussion aus, die – bei allen Unterschieden der Einzelpositionen – sich an der These entzündete. »Hirntote« seien noch im Sterbeprozess lebende Menschen, zumal Herzschlag, Lungengatmung, Kreislauf, Verdauung usw. noch nicht ihre Funktion eingestellt haben bzw. künstlich in Funktion gehalten werden. Es sei auch nicht ausge-

macht, daß Hirntote keinerlei Form von Bewußtsein mehr hätten. Hier setzen auch philosophisch-theologische Neubetonungen der Ganzheitlichkeit des Todes ein (H. GREWEL, K.-P. JÖRNS, D. MIETH, auch der ärztl. Psychotherapeut P. PETERSEN, verschiedene Juristen und Neurowissenschaftler). Die Proteste fanden ebenso Ausdruck in Deklarationen und stehen im Zusammenhang mit der Diskussion um das –Transplantationsgesetz im Deutschen Bundestag. Das »irreversible Koma« aus der französischen Diskussion sowie differenzierte Definitionen der unmittelbaren Folgen des Hirntodes (Todeszeichen) außerhalb der Intensivstation genügten nicht mehr zur Legitimierung der Explantation von Organen. Wenn dies jedoch der neue Konsens werden sollte, so wird die Transplantationsmedizin (so z. B. RUDOLF PICHLMAYR in einem Brief), die sich mit guten Argumenten von unethischer Praxis distanziert, ihr Geschäft weitgehend einstellen können. (Die Zeitschrift »Ethik in der Medizin« dokumentiert 1993–95 die Debatte.)
3. Die Humangenetik, deren Gefahrenpotential in der Öffentlichkeit oft mit dem der Kernphysik in den 1940er Jahren verglichen wurde. Ihr wird nicht selten die Reproduktionsmedizin fälschlich gleichgestellt; ferner wird somatische Genterapie, die eine große Zukunft hat, mit »Genmanipulation« bzw. dem Eingriff in die Keimbahn (d. h. die Erbanlagen) mit Folgen für nachkommende Generationen identifiziert. Die gesamte Thematik ist für viele wegen der Unüberschaubarkeit der Folgen furchterregend. In der Tat gleicht die Genetik – die Forschung an pflanzlichem, tierischem und menschlichem Erbgut ist wegen der gleichen Informationsstrukturen schwer zu trennen – einer unübersichtlichen, gigantischen Baustelle. Abgesehen von den scharfen ethischen Alternativen, die sich in der pränatalen Diagnostik und Beratung ergeben, sind die ethischen Grenzen und Gefahren fast nur noch für Spezialisten erkennbar (z. B. K. BAYERTZ, K. W. SCHMIDT, C. REHMANN-SUTTER).

Wird die Menschenwürde durch unbegrenztes Drängen nach dem Machbaren verletzt? Unter dem Strich gerechnet: weltweit ja. Aber die »Schuldigen« sind nicht die Medizin oder ihre Forschung – von extremen Ausnahmen abgesehen –, auch nicht eine zu großzügige Medizinethik, sondern die falsche Verteilung der medizinischen Möglichkeiten und deren Mißbrauch aus Gewinnsucht, schlechte oder fehlende Gesundheitsgesetze und -systeme und schließlich mangelnde Geburtenkontrolle und die Diskriminierung von Mädchen durch Abtreibung nach pränataler Diagnostik. Nicht zuletzt wird sie durch einen gesundheitsschädigenden Lebensstil im falschen Vertrauen auf die Käuflichkeit von Gesundheit aufs Spiel gesetzt.

Erhöhte Aktualität findet das Thema "Europa" heute in Theologie und Kirche. Im evangelischen Bereich war das nicht immer so. Erst politische Veränderungen und politische Optionen der letzten Zeit führten dazu. Schon 1973 machte Harald Uhl den Vorschlag für eine Europa-Denkschrift der EKD (H. Uhl, Europa- Herausforderung an die Kirchen, in: Europa-Herausforderung an die Kirchen, hrsg. H. Uhl, Frankfurt 1973, 136); doch erst neuerdings hat der Rat der EKD eine Arbeitsgruppe mit der Ausarbeitung einer solchen Erklärung beauftragt (vgl. Kl. Kremkau, Evangelische Kirche und europäische Integration. Referat vor der Vollversammlung der Arnoldshainer Konferenz in Hofgeismar am 26.10.1989: epd-Dokumentation Nr. 30/90, 77). Solch ein Projekt ruft folgende grundsätzlichen Fragen hervor: Für welches "Europa" optieren wir?; Gibt es so etwas wie eine "europäische Identität"?; Welche Bedeutung haben die Kirchen im "europäischen Einigungsprozeß"?; Welchen Beitrag erbringt das "eigentümlich Protestantische" für Europa?; Wie tritt die "europäische Theologie" in der weltweiten Christenheit in Erscheinung?

Für welches "Europa" optieren wir?

Es ist das Europa, das mit seinen verschiedenen geographischen Regionen, Heimatländern, Sprachen, Kulturen, Religionen und Mentalitäten eine Verbundenheit darstellt. Es soll mehr sein als die Europäische Gemeinschaft, die 1993 über eine Wirtschaftsgemeinschaft hinaus auf eine finanz-, militär-, verkehrs-, bildungs- und umweltpolitische Gemeinsamkeit in politischer Gemeinschaft durch Rücknahme nationalstaatlicher Souveränitätsrechte ausgerichtet ist. Osteuropa gehört kultur- und geistesgeschichtlich zum gemeinsamen "Haus Europa". Die notwendige Bedingung oder – im Bild gesprochen – das Fundament des Hauses bilden die KSZE-Akte, auf denen sich die gute Synthese aus politischer Realität und sittlicher Prospektivität errichten läßt. Diese "Vereinigten Staaten von Europa" in wirtschaftlicher und politischer Union auf der Basis von Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität, eben auf den persönlichen und sozialen Menschenrechten, sollen sich als humanes, soziales, offen-plurales und ökologisches Europa gestalten.

Gibt es so etwas wie eine "europäische Identität"?

Es soll sich hierbei nicht um die Frage nach einer Europa-Idee oder einer Europa-Ideologie handeln; vielmehr soll das Eigenbild Europas mit seinem Fremdbild in Beziehung gebracht werden. Geistes- und kulturgeschichtlich verbinden sich in der pluralen Einheit Europas oder in der Einheit Europas in Mannigfaltigkeit verschiedene geistige Stränge, die an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert mit den Entdeckungen, der Reformation und

dem Humanismus die "europäische" Welt und Epoche anbrechen ließen (vgl. Heinz Gollwitzer, Art. Europa: Hist. Wb. d. Phil. 2, 828, 826 u.a.). Die Verbindung von griechischem Geist (Differenz zwischen der Idee des Guten und den Gütern; Demokratie), von christlichem Erbe (Apg 16, 6ff; Joh 12, 21; Apg 2, 11) und seiner kulturprägenden Kraft durch die Kirche, die Orden und die Universitäten, schließlich von lateinischem Erbe mit seinem Rechtssystem, mit dem römischen Kaiser - diese Verbindung im Bild vom christlichen Abendland wurde durch den reformatorischen Freiheitsgedanken aufgebrochen zu dem Leitgedanken vom Europa in Vielheit; er führte durch die Vernunftautonomie der Aufklärung sowie durch die freiheitlichen Menschenrechte und ihre Vergestaltungen zur Säkularisierung, zum Nationalstaatsdenken und zum Pluralismus, welche Europa auch heute noch prägen.

Die Identität "Europas" - der Name für den Kontinent erscheint bezeichnender Weise zu Beginn des 16. Jahrhunderts - erweist sich als eine Symbiose oder Synkresis dieser verschiedenen geistigen Ströme zum Modell der Einheit in Mannigfaltigkeit und der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Die Mannigfaltigkeit stellt sich dabei als eine höchst spannungsvolle dar, die auch immer wieder durch die Verabsolutierung eines Spannungspols zum Zerbrechen der Einheit führte: Säkularisierung wurde da zum Säkularismus, Pluralität zum Pluralismus, Nationalität zum Nationalismus, Kultivierung zum Kolonialismus, Missionierung zur Oppression. Und bei aller symbiotischen Identität bleibt "Europa" ein zwiespältiger Kontinent: christlicher Glaube und Atheismus, Demokratie und Totalitarismus, Freiheit und Unterdrückung, Kultur und Barbarei, Mission und neuerdings Missioniert-Werden prägen seine Geschichte bis in die jüngste Vergangenheit. Das alles gehört zum Eigen- und Fremdbild "Europas" das etwas von dem in Erscheinung treten läßt, was "europäische Identität" meint.

Welche Bedeutung haben die Kirchen für Europa?

Die christlichen Kirchen in ihrer Verschiedenheit, auch Gegnerschaft seit 1054 und seit 1517 prägten über lange Jahrhunderte das Bild Europas. Erst Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Blick durch die beginnende ökumenische Bewegung - bei ihrem Scheitern zu Beginn des I. Weltkrieges durch den übermächtigen Nationalismus auf die Gemeinsamkeiten gerichtet.

Die orthodoxen Kirchen, die sich seit Jahren um ein panorthodoxes Konzil bemühen, erkennen mit ihren Missionaren Method und Cyrill ihre Wurzeln in den biblischen und patristischen Schriften, vor allem in den Entscheidungen der 7 ökumenischen Konzile der Alten Kirche. Fern jeder Neuerung (Neoterismus) wenden sie sich beharrlich gegen den Einfluß der westlichen Aufklärung. Von daher nehmen sie ihren Beitrag als "Orthodoxie" im ökumenischen Gespräch über Europa wahr. Die röm.-kath. Kirche erneuerte nach dem II. Weltkrieg - wie schon in der Romantik etwa bei Novalis, Die Christenheit oder Europa (1826) - den Europa-Gedanken im Sinn des christlichen Abendlandes durch Reevangelisierung (vgl. epd-Dokumentation

Nr. 21/90, 17ff u. Chr. Thiede, Bischöfe - kollegial für Europa, Münster 1990); entsprechende Institutionen - vor allem die Europ. Röm.-kath. Bischofskonferenz mit ihren Sekretariaten bei den europäischen Kommissionen und politischen Vertretungen - wurden geschaffen.

Der Protestantismus - anders der Anglikanismus - drohte lange einem Partikularismus und Provinzialismus verhaftet zu bleiben. Gleichwohl wurden die Verbindungen zu den evangelischen Gemeinden in der Diaspora und die ökumenischen Kontakte und Gespräche mit den anderen Kirchen, auch den orthodoxen Kirchen Osteuropas, nach dem II. Weltkrieg intensiv gepflegt. 1959 wurde die "Konferenz Europäischer Kirchen" (fast alle christlichen Kirchen Europas außer der röm.-kath. Kirche) begründet; das Thema der ersten Tagung war bezeichnender Weise "Die europäische Christenheit in der heutigen säkularen Gesellschaft". Weitere Einrichtungen entstanden: vor allem die "Europäische Ökumenische Kommission für Kirche und Gesellschaft (EECCS)". Bei der Europäischen Ökumenischen Versammlung "Friede in Gerechtigkeit" in Basel 1989 wirkten die "Konferenz Europäischer Kirchen" und die "Europäische Röm.-kath. Bischofskonferenz" erstmals in großem Umfang zusammen; sie erarbeiteten gemeinsam das bedeutende Schlußdokument mit dem Abschnitt V "Auf dem Weg zum Europa von morgen" (epd-Dokumentation Nr. 24/89, 12ff). Seine Rezeption stellt noch eine Herausforderung an die Kirchen dar und seine Möglichkeiten warten noch auf ihre Verwirklichung: wachsende Kirchengemeinschaft; Verkündigung des Evangeliums in einer säkularisierten Gesellschaft; Dialog mit Menschen anderer Religionen gerade des Islams; Wächteramt und Verantwortung der Kirchen für die Menschenrechte und für soziale Gerechtigkeit in den Spannungsfeldern von Recht und Macht; diakonische Arbeit mit Randgruppen, Menschen auf der Flucht und mit Übersiedlern, aber auch über die Grenzen Europas hinaus mit den Menschen der Südhalbkugel; ökologische Verantwortung; Öffentlichkeitsauftrag der Kirchen in den Medien u.a.

Welchen Beitrag erbringt das eigentümlich Protestantische für Europa?

Das Bild Europas ist in den einzelnen Kirchen verschieden geprägt und verschieden ausgerichtet. Die protestantischen Kirchen wurden erst durch die wirtschaftliche und politische Realität des wachsenden Europa herausgefordert und nach dem eigentümlichen Beitrag für Europa gefragt; vom evangelischen Rechtfertigungsglauben handelt es sich um das, was mit der "Freiheit eines Christenmenschen" gemeint ist. "Ein Christ ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christ ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan"; in diesen paradoxen Thesen faßt M. Luther von 1. Kor 9, 19; Röm 13, 8; Gal 4, 4 u.a. gegen das pelagianische und gegen das manichäische Verständnis die "Freiheit eines Christenmenschen" (1520) zusammen (BoA II 11ff). Sie verbindet die Befreiung des Glaubenden von der Macht der Sünde, des Bösen und des Todes mit der Freiheit im Dienst um des anderen willen.; es handelt sich um die befreiende und Grenzen setzende Freiheit als Geschenk

Gottes. M.Luther erklärte folglich auch die Befreiung der drei Stände (Familie und Gesellschaft, Obrigkeit und Politik, Kirche und Frömmigkeitsleben) von den päpstlichen Machtansprüchen. Durch die Veränderung obrigkeitsstaatlicher Strukturen in demokratische und weiter landesherrlicher sowie ständischer Gemeinschaftsformen in staatlich-gesellschaftliche nach der Aufklärung findet das reformatorische Freiheitsverständnis als befreiendes und zugleich Grenzen setzendes besondere Aktualität: für die persönliche Gewissensbildung, die die individual- und sozialetische Verantwortung intendiert; für die freiheitliche Lebensgestaltung, die Pluralität und Offenheit einschließt und die Grenzen durch Menschenwürde und Menschenrechte weiß; die Hinwendung zum andern um des andern willen, ^{um} ~~im~~ ^{die} ~~im~~ andern die Grenze und Herausforderung für sich wahrnimmt, wobei der andere der nahe und ferne Nächste mit seinen politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen Kontexten sein kann. Christliche Freiheit drängt auf Vergestaltung in "Institutionen der Freiheit"; die Kirche wird da zum "Raum und Anwalt der Freiheit" (vgl. W. Huber, Die Kirche als Raum und Anwalt der Freiheit, Neukirchen-Vluyn 1983, 205ff).

Die so verstandene "Freiheit eines Christenmenschen" stellt den eigentümlichen Beitrag des Protestantismus in und für Europa und über die Grenzen Europas hinaus dar. Das den europäischen Protestantismus repräsentierende und Europa mitprägende Gremium könnte eine "Europäische Evangelische Synode" auf der Basis der Leuznberger Konkordie abgeben (vgl. F. Frieling in: epd-Dok. Nr. 21/90 und Nr. 45a/90).

Im Ruf zur Umkehr angesichts der Irrwege, des Versagens und der Schuld, die in Europa geschahen und von Europa ausgingen, erweist sich der Rechtfertigungsglaube als Befreiung von Ideologien und unrechtmäßigen Machtansprüchen im Dienst am Leiden ^{den} und Stummen, am sozial Schwachen und Marginalisierten. Anwalt der Freiheit können Christen gerade dadurch sein, daß ihre Kirche als "Ort der Freiheit" Freiheit Gestalt werden läßt durch die befreiende Kraft der Rechtfertigung des Sünders aus Gnade um Christus willen durch den Glauben. Das säkularisierte Europa braucht deshalb "Orte", wo Menschen zum Glauben geführt werden, der als "Freiheit eines Christenmenschen" gelebt wird. Der missionarische Auftrag geht in Europa auch in Zukunft mit dem diakonischen und gesellschaftspolitischen zusammen.

Wie tritt die "europäische Theologie" in der weltweiten Christenheit in Erscheinung?
Wie für "Europa" so stehen auch für die "europäische Theologie" das Fremd- und Eigenbild in Spannung. Ökumenische Weltkonferenzen der letzten Jahre haben das mehr und mehr deutlich gemacht, zumal angesichts des weitaus größeren Teils der Christen in den sog. jungen Kirchen auf der Südhalbkugel unserer Erde die christliche Theologie einer Regionalisierung unterzogen ist.

"Europäische Theologie", die als wissenschaftliche Theologie mit den Universitäten einen prägenden Kulturstrahl in der Geschichte Europas darstellt, gerät im Fremdbild nicht selten unter das Verdikt des Akademischen, der kritischen Relativierung und

des Intellektualismus. Soweit es sich nicht um eine die "Sache der Theologie" verstellende Grenzüberschreitung handelt, kann die "europäische Theologie" sich diesen Schuh anziehen lassen, ohne die negativen Töne zu überhören. Denn die Wissenschaftlichkeit als kritisches Bewußtsein, Dialogfähigkeit und denkerische und sprachliche Konsistenz in urteilenden Begründungszusammenhängen ist europäischem Denken eigen, wie es etwa an den Universitäten entwickelt wurde. Wissenschaftlichkeit kennzeichnet die Stärke "europäischer Theologie"; sie stellt den eigenen theologischen Beitrag aus dem europäischen Kontext für andere kontextuelle Theologien dar, ohne daß damit eine Dominanz oder gar Arroganz europäischer Kultur und Zivilisation angezeigt ist. Der im Gespräch partnerschaftliche Austausch und ^{die} gegenseitige Anerkennung der kontextuellen Theologien bedeutet für die "europäische Theologie" - wie für die anderen kontextuellen Theologien - ein Lernprozeß und ein theologischer, geistlicher und pastoraler Gewinn. In solche Gespräche wird die "europäische Theologie" ihren eigenen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit einbringen. Selbst die vom liturgisch-spirituellen Leben bestimmte orthodoxe Theologie und die vom päpstlichen Lehramt dekretierte europäische röm.-kath. Theologie kann sich dem nicht entziehen.

Der Protestantismus aber wird im ökumenischen Gespräch von seinen eigentümlichen Grundlagen her als "Raum und Anwalt der Freiheit" seinen Auftrag im "europäischen Haus" wahrnehmen, wie das Schlußdokument der Europäischen Versammlung "Friede in Gerechtigkeit" in Basel 1989 ihn beschreibt:

"§7. Das Bild macht deutlich, daß wir lernen müssen, mit vielen Menschen auf einem kleinen Kontinent zusammenzuleben. Es gibt nur wenig Raum, und die verfügbaren Vorräte sind knapp. Einige grundlegende Hausregeln sind daher nötig, eine Art "Hausordnung", die das Zusammenleben möglich macht. In diesen Regeln müßte enthalten sein:

- das Prinzip der Gleichheit aller Bewohner, seien sie stark oder schwach,
- die Anerkennung von Werten wie Freiheit, Gerechtigkeit, Toleranz, Solidarität und Partizipation,
- eine positive Einstellung gegenüber Anhängern verschiedener Religionen und Weltanschauungen."

Eine EKD-Denkschrift wird auf diese fünf Fragen eingehen müssen und Antworten zu geben versuchen für das Thema "Europa - eine ökumenische Herausforderung an die evangelische Theologie und Kirche".

Anmerkungen zum Menschenbild aus heutiger Sicht (*)

Was ist der Mensch? (so auch eine Monographie von Wolfhard Pannenberg mit dem Untertitel "Die Anthropologie der Gegenwart im Lichte der Theologie"). Jede Generation und jede Epoche hat diese Frage neu gestellt. Seit der Aufklärung hatte die Kirche zunehmend ihre Funktion, "Kronzeuge" für das Bild vom Menschen zu sein, verloren. Sekuläre Weltanschauungen traten an ihre Stelle. Das materialistische Weltbild trat seinen Siegeszug an, ein Weltbild, das den Menschen u.a. nur noch als Produkt des "Zufalls" (Monod u.a.) sah. Heute gibt es jedoch eine Fülle neuer und neuester Erkenntnisse, die jenes materialistische Weltbild widerlegen (Genetik, Neurophysiologie usw.). "Es wird klar, daß die Zukunft davon abhängt, an welches Bild des Menschen der Einzelne zu glauben gewillt ist." "Ebenbild Gottes" oder "nackter Affe" sind zwei Möglichkeiten solchen Glaubens, jede mit tiefen Konsequenzen bis in die moralischen Alltagsentscheidungen hinein" (Joachim Illies).

Fast alle Wissenschaftsbereiche beschäftigen sich mit der Frage: "Was ist der Mensch". Abgesehen von der Philosophie und der Theologie, die sich schon vom Fach her mit dem Problem beschäftigen - ich nenne nur die Werke von Arnold Gehlen "Der Mensch" und Emil Brunner "Der Mensch im Widerspruch" -, wenden sich auch die Naturwissenschaften der anthropologischen Frage zu, ebenso auch - gerade im Zusammenhang psychosomatischer und Ganzheitsmedizin - die Ärzte; auch das Problem der Organtransplantation und der Euthanasie löst anthropologische Grundsatzfragen aus. Für die Soziologie wirft etwa Peter L. Berger die Frage nach dem Menschenbild auf. Für Psychotherapie und Psychiatrie tut dies - in Reaktion auf Freud - Viktor Frankl in nahezu allen seinen Veröffentlichungen. Im Bereich der Rechtswissenschaften verweise

ich auf Heinrich Henkel (Einführung in die Rechtsphilosophie) und vor allem Richard Lange (Das Rätsel Kriminalität). Die Reihe ließe sich noch weiter fortsetzen. Die zahlreichen Reflektionen über Mensch und Technik sowie über die Frage, ob der Mensch seinem physikalischen und biologischen Vermögen "existentiell" gewachsen sei, dürften dabei nicht vergessen werden.

Biologische Grundlagen

Alle Erfahrungen der wissenschaftlichen Biologie sprechen dafür, daß die Gesetze der Physik und der Chemie auch für Organismen gelten. Bei Lebewesen finden sich jedoch zusätzliche Eigenschaften, die nur ihnen eigentümlich sind. Die Tatsache, daß Lebewesen Eigenschaften besitzen, die bei unbelebten Systemen unbekannt sind, wurde früher auf völlig unterschiedliche Weise philosophisch gedeutet (Vitalismus und Mechanismus).

Die moderne Systemtheorie hat den alten Streit zwischen Vitalisten und Mechanisten fast gegenstandslos gemacht: Ein System, gleichgültig ob belebt oder unbelebt, ist aus Elementen zusammengesetzt, die miteinander in Wechselwirkung stehen. Ein System kann Eigenschaften haben, die weder an den Einzelementen zu beobachten noch als Summe der Eigenschaften der Elemente aufzufassen sind. Systemeigenschaften entstehen erst durch die Verknüpfung der Elemente zu einem System. Lebewesen sind hochkomplizierte Systeme. Es ist also zu erwarten, daß sie Eigenschaften besitzen, die keines der beteiligten Elemente (Moleküle, Atome) aufweist. Um festzustellen, welche Eigenschaften ein bestimmtes System (z.B. ein Gen) besitzt, muß man die Eigenschaften der beteiligten Elemente und die Art ihrer Verknüpfung und gegenseitigen Abhängigkeit im einzelnen kennen. Dann kann man das System auf einem Computer nachbilden bzw. simulieren und so eine bestimmte Eigenschaft als Systemeigenschaft

erkennen. Allerdings ist es der Systemtheorie noch nicht gelungen, z.B. die Systemeigenschaften einer Zelle zu simulieren und auf der Grundlage physikalisch-chemischer Gesetze vollständig zu erklären.

Die lebenden Systeme unterscheiden sich von den unbelebten Systemen durch Vererbung, Entwicklung, Regulation (Zweckmäßigkeit), organismische Struktur, Entropie, Fließgleichgewicht (Lebewesen nehmen aus ihrer Umgebung ständig Stoffe auf, wandeln sie im Körper um und geben sie in veränderter Form wieder ab) und psychische Vorgänge, z.B. Bewußtsein.

Wie wir von uns selbst wissen, sind körperliche (physiologische) Prozesse im Nervensystem eng mit seelischen (psychischen) Vorgängen verknüpft. Es ist erwiesen, daß ein Zusammenhang zwischen körperlichen Prozessen und seelischen Vorgängen besteht. Wie sich aber der Übergang vom raumzeitlichen, physikalisch analysierbaren Erregungsmuster in ein bewußtes Erleben der Außenwelt vollzieht, wie uns also Erregungsmuster bewußt werden, kann die Biologie "noch nicht" beantworten. Auch das menschliche Handeln und die ihr zugrundeliegende Finalität kann nicht erklärt werden. Finale Ursachen sind mit naturwissenschaftlichen Methoden nicht zu erfassen.

In Bezug auf die Evolutionstheorie hat die Naturwissenschaft erkannt, daß Mutationen nach Zeitpunkt und Richtung zufällig sind, und daß eine Selektion durch die Umwelt zwangsläufig stattfindet. Der Begriff "Zufällig" wird hier verwendet für Ereignisse, die sich nicht wiederholen lassen. Die Naturwissenschaft gründet sich jedoch auf wiederholbare Tatsachen. Über einmalige Ereignisse kann sie daher keine Aussagen machen (z.B. Urknall). Auf keiner Stufe der Evolution war der nächste Evolutionsschritt vorhersehbar. Man kann also z.B. nicht angeben, warum in einer bestimmten Tiergruppe eine Reihe von Mutationen vorwiegend in einer bestimmten Reihenfol-

ge eintraten, so daß in einer verhältnismäßig kurzen Zeit ein ganz neuer Tierbauplan entstand. (vgl. den Bauplan der Gliedertiere, der Weichtiere oder der Wirbeltiere).

Die Evolution wirft daher u.a. folgende Fragen auf:

- Was ist der Sinn der Evolution?
- Warum hat die Evolution zum Menschen geführt, einem Wesen mit Geist, d.h., mit der Fähigkeit zum Nachdenken, zu bewußtem Wollen und vernünftigem Handeln?

Solche Fragen vermag die Lehre von der Evolution nicht zu beantworten; Sie lassen sich überhaupt nicht lösen mit den Mitteln der Naturwissenschaft, d.h., durch Beobachtung, Experiment und logisches Schließen.

Sonderstellung des Menschen

Seiner körperlichen Beschaffenheit nach gehört der Mensch zu den Säugetieren. Entscheidend für die Sonderstellung des Menschen ist die Fähigkeit, einsichtig und nach sittlichen Grundsätzen zu handeln. Durch die Fähigkeit, über seine Umwelt und sich selbst nachzudenken, sich die Zukunft vorzustellen, zu planen, individuell erworbene Erfahrung anderen mitzuteilen und durch die Schrift aufzubewahren, kann der Mensch sein Schicksal in außerordentlich stärkerem Maße selbst steuern als irgend ein anderer Organismus. Diese Fähigkeiten haben es dem Menschen ermöglicht, seine Lebensweise viel rascher zu ändern, als es einer Tierart bei ausschließlich biologischer Evolution möglich ist. Es ist der menschliche Geist, der die Menschen das spezifisch "menschliche" verleiht. In ihm äußert sich der einzigartige Qualitätsumschlag in der Entwicklung vom Tier zum Menschen.

Der Mensch ist sowohl Natur- als auch Kulturwesen. Als Naturwesen weist er Gemeinsamkeiten mit anderen Lebewesen auf, als Kulturwesen besitzt er eine Sonderstellung im Reich des Lebendigen. Zur Naturseite gehören z.B. die Antriebe, durch die menschliches Verhalten ausgelöst wird wie Hunger, Durst, Schlafbedürfnis usw.. Zur Kulturseite gehören z.B. Sprache, Denken, Fühlen und Wollen, Tradition, Gestaltung des Soziallebens, Beherrschung der Natur. Das Verhalten des Menschen wird zugleich von seiner Natur- und seiner Kulturseite gesteuert.

Biologie und Menschenbild

Der Psalmist singt im alten Testament zu seinem Gott: "Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkst? Du hast ihn fast zu einem Gottwesen gemacht, ... hast ihn gekrönt mit Glorie und Glanz. ... Alles hast Du ihm zu Füßen gelegt."

Dagegen erklärt Sophokles: "Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch!"

Der Biologe Adolf Portmann erklärt u.a. folgendes: "Der Mensch erscheint als eine Wirklichkeit die zwei Seiten von Körper und Geist - von Natur und Kultur - von vornherein umfassende Einheit. Seine drei wesentlichen Merkmale - Sprache, aufrechter Gang und einsichtiges Handeln - verleihen ihm eine deutliche Sonderstellung in der Natur. Statt unser Nichtwissen über die Hintergründe der Entstehung eines solchen Wesens mit dem Begriff "Zufall" zu verdecken, scheint es angemessen, einzugestehen, daß wir als Biologen vor einem Geheimnis stehen!"

An anderer Stelle sagt Portmann: "Der Mensch ist in seiner Widersprüchlichkeit ein Geheimnis". Hier verweise ich auch noch einmal auf das Buch von Emil Brunner: Der Mensch im Widerspruch.

Die Diskussion des biologischen Menschenbildes hört nicht auf; es sieht so aus, als ob diese Auseinandersetzung zunehmend uns alle erreicht und ihre Auswirkungen auch auf die praktische Lebensführung hat. Der Erziehungsstil (z.B. antiautoritäre Erziehung usw.), unser eigenes Selbstgefühl (Selbstverwirklichung) hängen ja ab von der Frage, als wen wir uns erkennen. Wir sind Bürger zweier Welten, in der Materie und ihren Gesetzen verhaftet mit jedem Molekül unseres Leibes, und zugleich mit jeder Regung unseres Geistes in eine ganz andere Wirklichkeit gehörend. Der Mensch ist eine Einheit aus sterblicher, naturgesetzlicher Materie und aus dem ganz anderen, dem Geist. Unser Seelenleben vermittelt zwischen diesen beiden Wirklichkeiten, gehört selbst beiden zugleich an und wägt ihre Ansprüche gegeneinander ab. Seelische Gesundheit und geistige Klarheit sind daher nur möglich, wo die Existenz und der Anspruch des Geistigen nicht gelehnet werden.

Religionsgeschichtliche Anmerkungen

Zum Schluß lassen Sie mich noch einige kurze religionsgeschichtliche Anmerkungen vortragen als Überleitung zu den beiden folgenden theologischen Referaten. Religionsgeschichtlich gesehen wird in den Lebens- und Weltanschauungen aller Religionen die Frage, was ist der Mensch, beantwortet. In den Religionen der Naturvölker wird die Antwort dahingegeben, daß der Mensch nichts für sich Seiendes ist, sondern sich im allgemeinen Lebenszusammenhang und in einer Wechselbeziehung zum Kosmos befindet. Diese Anschauung ist für die Auffassung von dem Wesenszusammenhang von Mensch und Totem oder

"Hoch-Gott" bedeutsam. Speziell ausgestaltet ist oft die enge Verbundenheit des Menschen mit der Tierwelt (frühe ägyptische Religion und Indianerkulturen). Die Anschauung von der allgemeinen kosmischen Symbiose weiß vom Geschehen, das Mensch und andere Lebewelt gleichermaßen umfaßt, und in dem z.B. in der Tierwelt und durch sie zu Gunsten der Menschen gewirkt wird.

In orientalischen Religionen, besonders in assyrischen bzw. babylonischen, wird die kosmische Bezogenheit des Menschen in der Ansicht ausgedrückt, daß der Mensch Abbild des Kosmos ist, so daß das in der Sternenwelt erschaubare kosmische Geschehen in den Menschengeschicken wiederkehrt. In den ägyptischen Religionen wird die methaphysische Stellung des Menschen in der Vorstellung von den verschiedenen nicht-sinnlichen Bestandteilen seines Wesens betont.

Zum Menschenbild des alten Testaments (Mensch als Doppelwesen gilt: Nach seiner sinnfälligen, körperlichen Seite Fleisch, nach der ungreifbaren, geheimnisvollen, den Sinn verborgenen Seite Geist oder Seele) und dem Menschenbild im Neuen Testament (Sünde und Erlösung) wird aus theologischer Sicht noch zu referieren sein. Für die religiöse Begriffsbestimmung ist grundlegend, daß sie es mit dem Verhältnis des Menschen zu Gott zu tun hat. Damit ist ausgesprochen, daß es sich um den Menschen in seinem ganzen Wesen handelt, und daß es von untergeordneter Bedeutung ist, welche Teile etwa im menschlichen Wesen zu unterscheiden sind. Dies wird in der Gottebenbildlichkeit ausgedrückt.

(*) Einführung in das Tagungsthema der gemeinsamen Tagung von Anstaltsleitern und Anstaltsseelsorgern vom 17. - 19.04.1996 in Brandenburg a.d.Havel

Reg. Direktor Dr. Rolf Herrfahrdt
Kriminologische Forschung, JVA Hannover

Wolf-Rüdiger Schmidt

I. Tiere seit 10.000 Jahren in der Hand des Menschen

Aus: Geliebte und andere Tiere im Judentum, Christentum und Islam - Vom Elend der Creatur in unserer Zivilisation. (1996)

»Die Armut hier macht Menschen hart gegen die Tiere und gegen sich selbst«, sagt Hassan Sami, der Direktor einer Kairoer Tierklinik. Er ist gläubiger Moslem und schickt seine tierärztlichen Mitarbeiter vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf die Straßen und Märkte der ägyptischen Metropole, wo sie verletzte und geschundene Tiere behandeln. Hassan Sami will seinen Landsleuten den respektvollen Umgang mit Schafen und Eseln, Kamelen, Hunden, Vögeln und anderen Tieren nahebringen. Barmherzigkeit zu üben in der Nachfolge Allahs gegen Menschen und Tiere - das ist seine Lebensphilosophie.

Tier und Religion - eine lange Geschichte

Sich seines Viehs erbarmen soll sich der Gerechte, mahnt das »Alte Testament«, die hebräische Bibel. Wie etliche Jahrhunderte später die Muslime, fordern auch die alten Schriften von Juden und Christen einen respektvollen Umgang mit aller Kreatur. Alles ist von Gott geschaffen, wissen die drei großen monotheistischen Weltreligionen Judentum, Christentum und Islam. Alles Geschaffene ist wie ein Spiegel des Schöpfers, und alles Leben hat an der Heiligkeit Gottes teil.

Aber das Ebenbild Gottes, der Mensch, der sich als Statthalter Gottes zu Höherem berufen fühlt und dem der Auftrag zugesprochen zu sein scheint, sich die Erde untertan zu machen, neigt von Natur aus statt zu Barmherzigkeit eher zu Härte, nicht zuletzt im Umgang mit Tieren. Wer sich davon überzeugen will, muß als Tierfreund nur in jene Länder rings um das Mittelmeer reisen, die von jüdisch-christlichen oder moslemischen Traditionen über die Jahrhunderte hinweg geprägt wurden.

Religionen sind nicht vom Himmel gefallen. Und Tiere hinterlassen schon länger ihre Spuren auf diesem Globus als Menschen. Mag es Zeiten in den drei oder fünf Millionen Jahren der Evolution des Menschen gegeben haben, in denen Mensch und Tier als ehrliche Gegner und Partner nebeneinander lebten. Mögen die Früchte der Bäume, die Wälder und Steppen, die Büsche und Gräser dem intelligenten Menschen genügend Nahrung geboten haben, so ist doch die Geschichte des Tötens von Tieren die Regel. Das Töten von Leben reicht über die Ursprünge des frühen Menschen hinaus in die unvorstellbaren Weiten der Vorgeschichte. Aber dieser lange Vorlauf erfuhr eine bis heute ungelöste Zuspitzung, als Menschen vor vielleicht zwölf- oder fünfzehntausend Jahren damit begannen, Tiere in ihre unmittelbare Gemeinschaft aufzunehmen, sie zu züchten und zu pflegen, um sie dann schließlich kampflös zu töten.

Es ist zu vermuten, daß für den sensiblen homo sapiens die Tötung des Lebens von Anfang an nicht ohne Erschütterung verlief. Der Verlust des Blutes, das Aufbäumen und Schreien empfindenden Lebens, schließlich der Todeskampf sprechen eine Sprache, die jeder Mensch versteht. Der Tod des höherstehenden Säugetieres unterscheidet sich nach außen in nichts vom Tod des Menschen. Wer kann und konnte dies übersehen? Die frühen religiösen Reaktionen des Menschen sind im Angesicht der Tiere voller Widersprüche. Das Tier kann Ausdruck der Gottheit sein oder Opfergabe zur Besänftigung des Undurchschauten und Bedrohlichen. Das Tier wird zum Inbegriff magischer Kräfte und kosmischer Schönheit, der Tod des Tieres zum Anlaß von Rausch und ritueller Ekstase. Seit mindestens 30.000 Jahren gibt es Spuren höchster künstlerischer Kreativität, die aus der Faszination und der Ehrfurcht vor dem Tier lebt. Als sich dann vor mehr als 3.000 Jahren jener Glaube an den *einen* Gott herausbildete, der das Judentum und später das Christentum und den Islam zu befragbaren und erfolgreichen Weltreligionen machte, gab es für Homo sapiens sapiens im gerade erfolgten Übergang zu einer ackerbauenden und viehzüchtenden Gesellschaft die Alternative eines gleichgewichtigen und damit paradiesischen Umgangs mit Tieren nicht mehr.

Dies zu akzeptieren, fällt empfindsamen Zeitgenossen schwer. Besonders Tierfreunde, die mit Energie und Recht für einen veränderten Umgang mit Tieren kämpfen, sind gegenüber geschichtlichen

Vorgaben immer wieder ratlos. Warum haben die großen monotheistischen Religionen keine stärkeren Gegenkräfte gegen die tragische Unterwerfung der Kreatur entwickelt? Warum wurde nicht wie im Buddhismus und Hinduismus des Ostens die Schonung des nicht-menschlichen Lebens klarer gefordert und gelebt?

Im folgenden soll spürbar werden, daß die drei großen monotheistischen Religionen durchaus etwas über die Schöpfungsgemeinschaft von Mensch und Tier zu berichten wissen. Ihre Forderung nach Barmherzigkeit und Erbarmen zielt auch auf Gerechtigkeit für die Kreatur, selbst wenn morgen- und abendländische Erlösungssehnsucht in der Regel selten über die Erlösung des Menschen hinausdachte. Zwar wissen wir, daß der uralte Respekt vor dem Leben in der Nüchternheit der monotheistischen Schöpfungsberichte nicht verlorenging; er blieb als permanente Kritik gegen die Selbstverständlichkeiten einer ackerbauenden und viehzüchtenden Gesellschaft gegenwärtig. Dennoch treffen wir immer wieder auf eine enttäuschende Belanglosigkeit, mit der über weite Strecken der Grundkonflikt zwischen Tier und Mensch in diesen Religionen wahrgenommen wird. Vereinzelt Tierliebe großer religiöser Gestalten in dieser Tradition sind kein Gegenargument.

Daß wir Leben sind, das von anderem Leben lebt, ist nicht nur eine Erkenntnis unserer Zeit. Wenn die Tiere im Jonabund zwischen Gott und Mensch miteingeschlossen sind, wenn die Schonung der Tiere und die Geltung der Sabbat-Ruhe für die Kreatur zum Gesetz wird, wenn der Gerechte sich der Tiere erbarmen soll und der im Glauben Gerechtfertigte das Seufzen und Sehnen der leidenden Kreatur hört, wenn der Prophet schließlich den muslimischen Gläubigen einen Lohn für jede gute Tat am Tier verspricht, wird zumindest ein Rest von jenem leidvollen Grundkonflikt erkannt, den Menschen in der Unterwerfung und Tötung von Tieren solange schon empfinden, wie ihnen Tiere unmittelbar nahe sind.

Wo liegen die religiösen und kulturellen Wurzeln unseres modernen, distanzierten Umgangs mit dem nicht-menschlichen Leben? Was wußten die Alten und was haben sie übersehen? Was müßten wir wissen und was könnte sich ändern? Wie formulieren wir realistisch und verantwortungsvoll Maßstäbe zu einem verbesserten Tierschutz aus ethisch-religiöser Sicht und wie gehen wir mit jenen ra-

dikalen Protesten um, die aus Verzweiflung und Verbitterung erwachsen und doch so wenig verändern? Und schließlich: Was läßt sich aus dem neuen Wissen von der Evolution des Lebens, der Pflanzen, Tiere und Menschen heute für eine vertiefte religiöse Sicht lernen, und wie läßt sich eine zeitgemäße Ehrfurcht vor dem Leben praktizieren? Treffen sich vielleicht uraltes Wissen von einer Schöpfungsgemeinschaft, zu der wir als Menschen unverrückbar gehören, mit neuesten Überlegungen zu Komplexität und gegenseitiger Bedingtheit des Lebens? Wer komplizierte Fragen stellt, wird gelegentlich von einfachen Aktionen und Positionen überholt werden. Mit Recht. Eklatantes Leid der Kreatur kann nicht warten. Wer langfristig jedoch ein Umdenken und verändertes Fühlen anstrebt, wird sich gewissen Zusammenhängen nicht verschließen dürfen, um in den Tageskämpfen nicht atemlos zu werden.

Millionen Jahre trennen Mensch und Tier

Biologisch gesehen liegen über fünfhunderttausend Generationen zwischen Tier und Mensch. Die Zeit trennt das Leben und schafft immer neue Verzweigungen, Verbindungen und Muster. Natürlich gibt es zwischen Tier und Mensch unterschiedliche Grade der Verwandtschaft und damit auch durchgehende Ungleichheiten. Der Körperbau, wie jeder Schüler weiß, eröffnet bereits die Möglichkeiten, alles Leben in seiner Unterschiedlichkeit bis zu jener Schwelle zu klassifizieren, die zwischen Tier und Pflanze liegt.

Das Staunen über die Tiefen unvorstellbarer Zeitdurchgänge konnte nicht die Einsicht verdecken, daß alles Leben bis hinab zu einer Urzelle im letzten nach dem gleichen Bauplan und mit den gleichen molekularen Bausteinen konstruiert ist. Die alte religiöse Gewißheit, daß alles Leben aus einer Hand kommt, hat in der These von der Verwandtschaft alles Lebendigen in unserer Zeit eine überraschend neue Dimension gefunden.

Weniger überraschend war es, daß zwischen den Säugetieren und dem Säugetier Mensch sehr viel weniger Trennendes liegt, als es die durchsichtigen Interessen des Menschen im Verlauf seiner Kulturgeschichte vermuten ließ. Diese Erkenntnis kann bis heute zu einer

tiefen Kränkung des Menschen führen. Die häufig postulierten, gravierenden Unterschiede zwischen Tier und Mensch scheinen sich in der Fülle neuer Beobachtungen der Biologie, der Verhaltensforschung, der Genetik schrittweise aufzulösen: »Alle die früher zu Hunderten ausgesprochenen Antithesen: Der Mensch hat Vernunft, das Tier Instinkt – Homo faber: Der Mensch stellt Werkzeuge her – Homo ludens: Der Mensch spielt, das Tier nicht, und wie sie alle heißen, sind durchlöchert ... Höhere Tiere stellen Werkzeuge her und spielen. Und wenn sie zwar nicht sprechen, so zeigen sie doch unabdingbare Vorstufen und Vorbedingungen unserer Sprache ...«¹ Selbst jene menschlichen Wesenszüge, die allein der Gattung homo eigen sind, genügen nicht, so glauben heute fast alle Forscher im Bereich des Lebendigen, um einen radikalen Wesensunterschied zwischen Tier und Mensch zu postulieren.² Was die Gefühls- und Empfindungsfähigkeit betrifft, gibt es ohnehin keinen Zweifel mehr: Tiere erleben und empfinden ähnlich wie wir, sind Stimmungen unterworfen und zeigen »Zuneigung und Ablehnung unter sich wie im Umgang mit uns Menschen«, so der Zoologe Adolf Portmann.³

Wie Stimmungen und das Gefühlsleben etwa von Affen und Hunden, Elefanten und Ameisen, Kühen und Fischen zu deuten sind, bleibt allerdings ein Rätsel. Die langen Zeitläufe der Evolution trennen uns unterschiedlich und bleibend, trotz des vielfältigen neuen Wissens von der Tier-Mensch-Verwandtschaft. Und weil die Mißverständnisse allzu nahe liegen, haben zumindest kritische, wissenschaftliche Zeitgenossen stets gewarnt: Was Tiere wirklich empfinden, verschließt sich dem Menschen. Damit ist nicht gesagt, daß Tiere wieder zu dumpfen, in sich verschlossenen Wesen degradiert werden. Wohl aber herrschte bis vor wenigen Jahren noch Skepsis, ob ein allzu direktes Verstehenwollen von Tieren möglich sein könnte. »Über subjektive Vorgänge beim Tier«, so der Biologe und Zoologe H. Audrum⁴, »können wir prinzipiell nichts erforschen. Bewußtsein und Persönlichkeit sind uns bei Tieren absolut unzugängliche Erscheinungen.«

Das hinderte so manchen Forscher nicht, etwa bei der Narkose von Versuchstieren vom »Schwinden des Bewußtseins« zu sprechen. Auch die Schmerzfähigkeit hochentwickelter Tiere konnte nicht wirklich geleugnet werden. Ansonsten jedoch hielt man lieber an jener frühen positivistischen Sicht fest, die tierisches Verhalten einzig und

allein mit den Begriffen Reiz, Reaktion und Anpassungsvorteil beschreibt. Erbittert hat der Tierpsychologe und langjährige Direktor der Zoologischen Gärten von Bern, Heini Hediger, bis ins hohe Alter dagegen gekämpft, in Tieren lediglich bewußtlose Überlebensmaschinen zu sehen. Es sei einer der großen wissenschaftlichen Irrtümer unserer Zeit, erkläre er, alle Lebenserscheinungen, also auch das Bewußtsein und die Gefühle der Tiere letztlich auf Physik und Chemie zurückführen zu wollen. Hediger glaubte, den Unterschied zum Menschen möglicherweise darin sehen zu können, daß Tiere nicht über ihre Gefühle reflektieren können: »Das Tier weiß um seinen Körper und seine Empfindungen, aber es weiß nicht, daß es dies weiß. Es bleibt beim Tier bei einem primären Wissen, ein Wissen um dieses Wissen kommt ihm im Gegensatz zum Menschen nicht zu.«⁵

Ob und wie der Mensch durch Beobachtung, Vergleich und durch einen Analogieschluß vom Erleben des Menschen auf das Erleben der Tiere zurückschließen kann, um diese besser zu verstehen, ist bis heute strittig. Der Verhaltensforscher Konrad Lorenz wollte durch direkte Beobachtung etwa seiner Hunde bereits 1953 feststellen: »Dem Menschen gegenüber finden höhere Tiere, vor allem Hunde, ganz sicher einen völlig bewußten Ausdruck für ihre Gefühle und Wünsche. Der Hund, der mich mit der Nase anstößt, zum Wasserhahn läuft, die Pfoten auf den Spülstein legt, sich nach mir umdreht und winselt, will mir verständlich machen, daß ihn dürstet, und der Ausdruck, den er für seinen Wunsch findet, ist frei erfunden und nicht ererbte Instinktbewegung.«⁶ Für Lorenz war es allerdings fraglich, ob in freier Natur lebende wilde Tiere gleicher Organisationsstufe jemals in ähnlich bewußter Weise zueinander sprechen wie der Hund zu seinem Herrn.

Ungleichzeitig und doch zutiefst verbunden

Das einführende Verstehen tierischen Verhaltens ist anfällig für Fehldeutungen. Deshalb haben viele Verhaltensforscher nach zahlreichen Irrwegen der Tierpsychologie zunächst ganz auf die Kategorie einführenden Verstehens verzichtet. Aber damit war das Problem des Verstehens von Tieren natürlich nicht gelöst.

Was wissen wir über die Kommunikation zwischen Mensch und Tier? Bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts beschäftigten die intelligenten Leistungen eines Pferdes über Jahre hinweg die Phantasie von Tierforschern. Das Pferd eines Herrn von Osten, der »kluge Hans«, konnte angeblich sprechen, rechnen und Späße machen. Tricks waren ausgeschlossen, wie Experten festhielten.⁷ Das Pferd, das auf Multiplikations- und Divisionsaufgaben durch Tritte richtig antwortete, hat in öffentlichen Vorführungen seinerzeit Tausende von Zuschauern verzaubert und nachdenklich gemacht. Manchen Wissenschaftlern hat es für Jahre ein unlösbares Rätsel aufgegeben. Tatsächlich, so steht zu vermuten, war der »kluge Hans« nur an Beobachtungsgabe und Reaktionszeit dem Menschen überlegen. Wie das Problem der Kommunikation von Mensch und Tier aber wissenschaftlich zu durchdringen sei, weiß man letztlich bis heute nicht.

Die tierischen Gesprächspartner am Ende unseres Jahrhunderts sind nicht mehr Pferde, sondern Delphine oder Affen. So antwortete der 15jährige Gorilla Koko einem Reporter auf die Frage nach seiner Lieblingsspeise »Champagner«. In ihrem Bericht »Kanzi – der sprechende Schimpanse«⁸ behauptet die Forscherin Sue Savage Rumbaugh, daß Affen die grundlegende Fähigkeit besitzen, eigene satzbauliche Regeln zu finden. Es gelingt der Wissenschaftlerin, Schimpansen Wortgesten beizubringen, die sie mit Sätzen verbinden. In ihrer Arbeit mit Zwergschimpansen, den Bonobos in Zaire, lernt das Schimpansenkind Kanzi an einem Sprachcomputer durch Beobachtung Hunderte von Symbolen anzuwenden. Die Autorin weigerte sich freilich aus Angst, von wissenschaftlichen Skeptikern in die Enge getrieben zu werden, die Stimmungen der Tiere einführend zu beschreiben oder ihre emotionale Beziehung genauer mitzuteilen. Ähnlich zurückhaltend sind bekanntlich die großen Primatenforscherinnen Jane Goodall und Dian Fossey vorgegangen, wenn sie ihre phantastischen Erfahrungen mit Primaten vortrugen und die Zuneigung von Tieren beschrieben.

Daß Affen sogar Vorformen ethischen Verhaltens entwickeln können, versucht neuerdings der Verhaltensforscher Frans de Waal nachzuweisen. De Waal, der bereits 1982 in seinem Buch »Unsere haarigen Vettern«⁹ exakte Beobachtungen über das Sozialverhalten von Schimpansen vorgetragen hatte, berichtet vom präzisen Gespür von

Affen für richtiges oder falsches Handeln gegenüber anderen Gruppenmitgliedern. Damit sei der erste Schritt getan, »gut und böse voneinander zu trennen«. So kümmert sich zum Beispiel eine Affengemeinschaft um behinderte Jungtiere in besonderer Weise. Trauernde werden getröstet, Schwache verteidigt, Sterbende unterstützt. Viele Tiere haben Feingefühl für Unglück und Übel, die andere Affen erlitten haben.¹⁰

Noch näher an die Gefühlswelt hochentwickelter Säugetiere wagt sich die Verhaltensforscherin Elisabeth Marshall Thomas. In ihrem Buch »Das geheime Leben der Hunde«¹¹ sieht sie bereits in Hunden Persönlichkeiten, die zu Trauer und Freude, Erinnerung und bewußter Entscheidung fähig sind. Miska, Maria, Sussi, Fatima und Vivo werden ausdrücklich nicht wie sonstige Haustiere vermenschlicht. Ohne Dressur und doch in der Nähe menschlicher Gemeinschaften, die sie jederzeit langfristig verlassen können, sind sie fähig, mit sich selbst auszukommen. Mag der Mensch für diese Tiere ein wertvolles Gut sein, wenn eine enge Beziehung entstanden ist, so ist derselbe Mensch umgekehrt nur unvollkommen in der Lage, Rangunterschiede, Beziehungsveränderungen, Rückzugsverhalten und ähnliches beim Tier wahrzunehmen. Tiere, die trauern, wenn sie einen Partner verlieren, zeigen, so die Forscherin, in der Freiheit mehr von ihren Gefühlen und Verhaltensweisen als dressierte Hunde. Wie dies alles zu deuten ist, bleibt allerdings auch für die geschulte Beobachterin ungeklärt.

Vermutlich gehört zum unüberschreitbaren Respekt vor dem Leben in seiner Vielfalt das Eingeständnis, daß wir trotz zahlreicher Kontinuitäten eine letzte Grenze zum Tier nicht überschreiten können. Diese Grenze, so denke ich, ist und bleibt zuallererst eine zeitliche Grenze zwischen Tier und Mensch. Aber gerade in ihrer Ungleichzeitigkeit sind Tier und Mensch zutiefst miteinander verbunden, wie die angedeuteten Beispiele zeigen.

Der Mensch, das Spitzenwesen der Evolution

Zwischen Tier und Mensch liegen, biologisch gesehen, Millionen von Generationen – eine Zahl, die sich konkreter Vorstellung entzieht. Zwischen dem frühen, aufrecht gehenden Menschen, Homo

erectus, und dem Vorgänger des Schimpansen, der uns verwandtschaftlich am nächsten steht, liegen allerdings nur maximal eine Million Generationen. Das ist viel, jedoch im Vergleich mit der Evolution des Lebens insgesamt nur ein kleiner Zeitraum.

Um wieviel weiter zurück führt uns bereits die Abspaltung von Pferd, Esel, Schwein und Kaninchen, um nur einige der uns bis heute nahestehenden Säugetiere zu nennen. Fünfundsiebzig Millionen Jahre ist es her, daß ein dem heutigen Spitzhörnchen sehr ähnliches Säugetier mit dem Menschen einen gemeinsamen Vorfahren hatte. Fünfundsiebzig Millionen Jahre, das mögen zehn bis zwanzig Millionen Generationen sein! Aber was sind zehn oder hundert Millionen Jahre verglichen mit dem Alter unseres Globus von über vier-tausend Millionen Jahren?

Erst drei Milliarden Jahre nachdem sich unser Planet gebildet hatte, entwickelten sich extrem langsam erste, vielzellige tierische Organismen. Vor sechshundert Millionen Jahren, im Erdzeitalter des Kambriums, kam es dann zur explosiven Entfaltung der Tierwelt. Immer neue Körperbaupläne brachte die Evolution im konstruktiven Zusammenwirken bereits vorliegender Systeme hervor, was zu einer verblüffenden Vielfalt der Gattungen und Arten führte. Dieser wunderbare Reichtum bestimmt auch heute noch das Leben auf unserem Globus. Wie konnte es zu dieser Komplexität des Lebendigen kommen? Die Wissenschaftler stehen vor immer neuen Rätseln. So sieht man heute, daß die dramatische Entwicklung zur tierischen Vielfalt nicht kontinuierlich und stetig verlief. Sie erfolgte gleichsam in Sprüngen, um sich dann wie auf einer Plattform jeweils in der Breite zu entfalten. Deutlich wird gerade in letzter Zeit, daß die Wurzeln tierischen Lebens sehr viel weiter zurückreichen als bisher vermutet.

Die heute zuverlässigste Form zur Feststellung von Verwandtschaften im Prozeß der Evolution ist die sogenannte Sequenzanalyse der Nukleinsäuren, aus denen sich die Bausteine des Erbmaterials bilden. Danach wird, sehr vereinfacht, der Träger des Erbmaterials, das Gen einer Art, isoliert und mit dem entsprechenden Gen einer anderen Art verglichen. Da die Gene durch Mutationen im Laufe der Zeit vielfältige Veränderungen durchgemacht haben, mit denen sie sich positiv oder negativ der Umwelt anpassen konnten, driftet das ursprünglich identische Leben im Laufe der Evolution immer weiter auseinander. Die Verwandtschaft von Organismen läßt sich

so mit Hilfe der in der Zeit erfolgten Veränderungen des genetischen Materials ablesen.

Was in immer neuen Verzweigungen entsteht, sind einzigartige, neue tierische Arten, die sich im labilen Gleichgewicht der vorgegebenen Umwelt einen Platz suchen müssen. Viele Arten sind so angepaßt, daß sie für Millionen Generationen nahezu unverändert überleben konnten. Das Wissen zum Leben ist als Überlebensinformation im Erbgut der jeweiligen Art gespeichert. Dazu mußte sich Leben zunächst nach innen strukturieren, um mit den Widrigkeiten der Außenwelt lebensförderlich umgehen zu können. Durch radikale Veränderungen in der Umwelt schwindet die Überlebensfähigkeit einer Art, sofern sie nicht von innen heraus flexibel reagieren kann. Dies ist in der langen Geschichte des Lebens das Normale. Immerhin gibt es heute Lebewesen, z.B. bestimmte Schneckenarten, die seit mehr als hundert Millionen Jahren weitgehend unverändert sind. In der für uns überschaubaren Geschichte der Menschheit sind solche Zeiträume unvorstellbar. Die Gattung Mensch ist demgegenüber ein Neuling auf der Plattform der Erde. Er ist in seiner genetischen Ausstattung vielleicht erst seit hunderttausend, höchstens seit zweihundertfünfzigtausend Jahren unverändert. Wenn man mehrere Millionen Jahre zurückgeht, um den genetischen Stammbaum von Mensch und Menschenaffe zu rekonstruieren, zeigt sich heute, daß sich beide nur in einem einzigen Nukleotid unterscheiden. Nukleotide nennt man die molekularen Bausteine, aus denen sich in langen Ketten unser Erbmaterial zusammensetzt. Der Unterschied von einem Nukleotid führt zwischen Mensch und Schimpanse zu einem so erheblichen Sprung in der Evolution, daß damit eine neue Stufe der Geschichte des Lebens eingeläutet wird.¹²

Heute wissen wir, daß der Mensch zum langen Werdegang des Lebens dazugehört. Mag er das Spitzenwesen der Evolution sein, so ist er doch zutiefst eingebunden in den komplexen Prozeß der Entstehung immer neuer Formen und Muster, der seit über drei Milliarden Jahren auf dieser Erde nachzuweisen ist: eine Schöpfung im Werden von der Urzelle über frühe vielzellige Organismen, Fische, Reptilien und Säugetiere bis hin zu Homo sapiens sapiens. Dabei ist die Zeit das eigentliche Geheimnis immer neuer Musterkomplexitäten, die als Leben unableitbar und nicht wiederholbar zu beschreiben sind. Aus einer religiösen Perspektive könnte man die Zeit

als das Rückgrat der Schöpfung beschreiben. In und mit und aus ihr entsteht immer Neues und Einzigartiges, auch wenn eins aus dem anderen hervorgeht. Die Evolution ist die Entfaltung der Schöpfung in der Zeit, und der Mensch gehört dazu. Daß er als der zur Zeit Letzte, sozusagen als das »Alpha-Tier« der Evolution, eine besondere Verantwortung hat, läßt sich kaum bezweifeln. Weil er sich als erster selbst im evolutiven Prozeß reflektierend wahrnimmt und in Ansätzen heute sogar die ganze Entwicklungsgeschichte des Lebens zu überblicken beginnt, muß unsere Ethik im Umgang mit dem nicht-menschlichen Leben am Ende des 20. Jahrhunderts unabweisbar neu zur Diskussion gestellt werden. Wir können mittlerweile zu viel über uns und das Leben wissen, um uns dumm und unschuldig zu stellen.

Anmerkungen

1. Adel Theodor Khoury/ Ludwig Hagemann/Peter Heine, Islam-Lexikon, Freiburg 1991.
2. Ebers, Georg, Ägypten in Bild und Wort, Leipzig 1879, S. 221.
3. Schimmel, Annemarie, Und Muhammad ist Sein Prophet, München 1995, S. 42.
4. von Denffer, Ahmad, Islam und Umwelt, Schriftenreihe des islamischen Zentrums München, Nr.8, München 1993, S.9.
5. von Denffer, Ahmad, a.a.O., S.7.
6. Masri, Al-Hafiz Basheer Ahmad, Islamic Concern for Animals, Petersfield 1987, S. 4.
7. Adel Theodor Khoury/Ludwig Hagemann/Peter Heine, Islam-Lexikon, a. a. O., Bd.3, S.713.
8. Sahih al-Buhari, Nachrichten von Taten und Aussprüchen des Propheten Muhammad, Stuttgart 1991, S.379f.
9. Mishkat Al-Masabih, Translation and Explanatory Notes by James Robson, Lahore 1981, 2: 3978 .
10. Idris Shah, The Way of the Sufis, London 1975, S.162.
11. Sahih al-Buhari, a.a.O., S.255.
12. Sahih al-Buhari, a.a.O., S.63.

Das Kreuz in der Prophezeiung

Die Charismatiker wie die Pfingstler schätzen die Prophezeiungen. Sie haben ein feines Gespür für einen Propheten in der Versammlung, aber wie ist es möglich, daß viele dieser Propheten nach ihrem Auftauchen eine Landschaft der Trostlosigkeit zurücklassen statt eines Platzes der Erbauung? Wie viele Pastoren fürchten sich, Propheten zu empfangen aus Angst davor, daß die gefestigten oder auch die nicht so gefestigten Mitglieder ihnen den Rücken zukehren könnten. Trotzdem ist die Prophezeiung biblisch und das Amt des Propheten auch, also warum diese Scheu? Ist sie gerechtfertigt? Wie könnte man sie vermeiden? Was sollte geschehen, damit das Amt der Prophezeiung anerkannt, honoriert, respektiert wird und daß die Propheten mit Freude und Dankbarkeit empfangen werden?

Es ist wahr, daß der- oder diejenige, die eine persönliche Prophezeiung empfängt, immer sehr glücklich ist, denn dies zeichnet ihn vor den Augen der anderen aus. "Schließlich", sagt er sich "denkt Gott an mich, Gott liebt mich..." Eine persönliche öffentlich ausgesprochene Prophezeiung anzuhören, ist kein Problem; erst hinterher komplizieren sich die Dinge, denn wie wird sie sich realisieren? Sollte man darauf warten, indem man sich aufs Sofa legt oder Brüder und Schwestern oder Pfarrer sich vor demjenigen verneigen, der die Prophezeiung erhalten hat, ihn verehren, ihm Beachtung schenken, ihn wertschätzen, ihm einen Gottesdienst weihen... aber das ist nicht sehr biblisch!

Um also Exzesse und Ausschreitungen zu verhindern, wäre es angemessen, sich immer wieder daran zu erinnern, daß jede Prophezeiung sich nur im gewollten Plan Gottes erfüllen kann, der durch das Kreuz führt und daß alle Prophezeiungen bezüglich Jesus diesen Schluß oder diesen unerläßlichen Weg gekannt haben. Die Prophezeiung, die denjenigen freut, der sie empfangen hat, wird sich nur erfüllen, wenn man folgende Ratschläge beachtet:

- Die Prophezeiung ist nicht dafür gedacht, um deine Person oder deinen Körper zu glorifizieren, sondern sie gilt Jesus. Sie verbürgt sich in keiner Weise für deine Vergangenheit, weder für deine Sünde noch für deine Pläne, so gut sie auch sein mögen.
- Die Prophezeiung vollendet sich nur, wenn du dem Herrn vor dir selbst dienen willst, d.h. auf den trüben und perversen Wunsch verzichtest, der dir durch das Wort der

Prophezeiung ermöglicht wird, um zu fordern, daß man dich respektiert, honoriert, oder dir Aufmerksamkeit schenkt, daß man dich schließlich über die anderen erhebt.

Du mußt jede Prophezeiung demütig empfangen, auf deine Wünsche verzichten, deine Projekte, deine Träume, deine Leidenschaften, deinen Willen. Hat Jesus nicht zu seinem Vater gesagt: "Nicht mein Wille, sondern sein Wille geschehe".

Die in deinem Herzen mit Freude empfangene Prophezeiung beweist dir sicherlich, daß Gott dich liebt, aber sie vollendet sich natürlich nur unter der Bedingung, daß du aufhörst, passiv zu sein und dich stattdessen aktiv an seiner Verwirklichung beteiligst: indem du in deinem Herzen das Werk des Kreuzes wirken läßt, indem du selbst stirbst, indem Gott mit dem alten Menschen seine Rechnung macht. In der überwältigenden Tatkraft des Gebets zeigt Gott dir alles, worauf du verzichten sollst, um ihm nachzufolgen und zu dienen, von wem und von was du dich trennen sollst, damit sich sein Wort in dieser Hinsicht wirklich erfüllt.

Auf diese Weise wirst du verstehen, daß jede Prophezeiung zu Anfang in Jesus und ihre Erfüllung - wie für Jesus selbst - durch das Kreuz erfolgt. Natürlich versucht jeder Mensch das Kreuz zu vermeiden, aber Gott bringt uns dorthin immer wieder zurück, bis wir ihm sagen - manchmal unter Tränen - "Ja! Dein Wille geschehe und nicht der meinige zur Erfüllung deiner Prophezeiung. Ich akzeptiere deine Forderungen..."

Die Prophezeiung ohne Schmerzen und ohne das Zeichen des Kreuzes hat keinen Platz in der Kirche, sie ist ihr völlig fremd, denn sie wird sich nie erfüllen. Stellen wir die Prophezeiung unter die Prüfung des Lichts des Kreuzes, um die Gewähr zu haben, es sich erfüllen zu sehen.

Übersetzung:
Luitgard v. Valtier
28.9.94



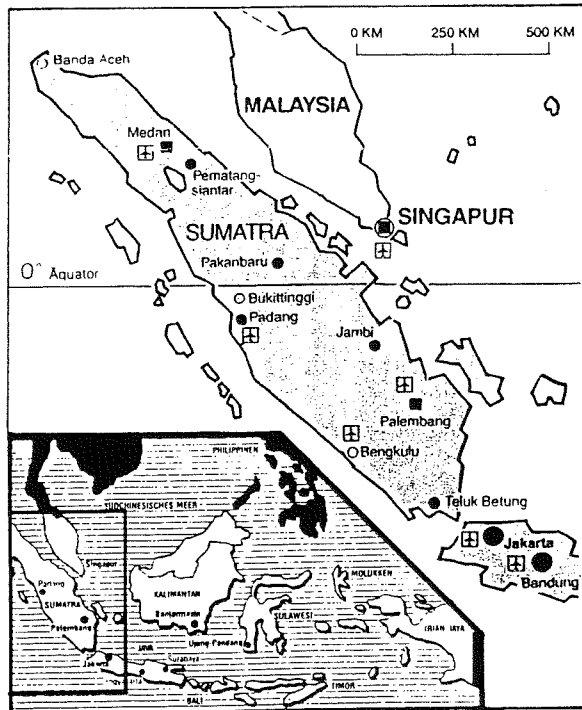
Charly Schinkel

Ch. SCHINKEL

Aus: "Die Weltmission" Heft 6 / 1995

Kirchenkampf im Batakland

Hintergründe
des Konflikts um die
Toba-Batak-Kirche



Vor mehr als elf Jahren (Heft 1/84) berichteten wir über Ludwig Ingwer Nommensen (1834-1918), den »Apostel der Batak«. Seine Pioniermission hatte zur Gründung der Huria Kristen Batak Protestan (HKBP) geführt – der Christlich-Protestantischen Toba-Batak-Kirche. Ein damals 89-jähriger Christ, der Nommensen noch selbst erlebt hatte, wünschte seiner Kirche mehr Einigkeit. Von der ist die HKBP heute weiter entfernt denn je.

Ein Hintergrund-
bericht von KLAUS SCHÄFER.

Mißverständnisse, wie ernst er es mit der Anordnung meinte, ließ der General nicht aufkommen: die Gebäude der Kirchenleitung in Pearaja wurden von seinen Truppen gewaltsam geräumt, Pfarrer und Laien, die sich der Gewalt widersetzen, wurden verhaftet, etliche auch mißhandelt. Siahaan, Dozent für Altes Testament an der theologischen Fakultät der HKBP, bekam vom General die Anweisung, eine außerordentliche Synode einzuberufen, um eine neue Kirchenleitung zu wählen. Unter militärischer Aufsicht fand diese Synode vom 11. bis 13. Februar 1993 in Tiara-Kongreßzentrum in Medan statt. Unter weitgehender Ausschaltung der Opposition wurde als Ephorus Dr. Simanjuntak und als Generalsekretär Dr. Siahaan gewählt. Diese »Tiara-Kirchenleitung«, wie sie seitdem genannt wird, ging anschließend mit militärischer Unterstützung gegen die innerkirchliche Opposition vor: Pfarrhäuser wurden von Armeekommandos gewaltsam geräumt, wieder werden Menschen verhaftet. Daß die neue Kirchenleitung von vielen in der HKBP und darüber hinaus nicht anerkannt wird, kann deshalb kaum verwundern.

Die dramatischen Ereignisse von vor drei Jahren interpretiert die Tiara-Gruppe so: Weil die November-Synode 1992 keine neue Kirchenleitung gewählt habe, sei die Amtszeit des bisherigen



Abgesetzt:
Ephorus
Soritua
Nababan

Ephorus Dr. Nababan abgelaufen. Nicht das Militär habe Nababan abgesetzt, sondern dieser selbst habe die Neuwahl auf der Synode verhindert, da er sich aufgrund starker innerkirchlicher Opposition seiner Wiederwahl nicht sicher gewesen sei. Und das Militär sei von Mitgliedern der Kirchenleitung gebeten worden, bei der Überwindung der Führungskrise zu helfen. Zwar habe es viel Hektik und Dramatik gegeben, aber alles sei unter Beachtung der Rechtsordnung behandelt worden.

Dr. Nababan und seine Anhänger sehen das freilich anders: die staatlichen Behörden hätten ein intensives Interesse gehabt, ihn auszuschalten und seine Absetzung seit langem betrieben. Nicht um einen innerkirchlichen Konflikt gehe es, sondern um die Freiheit der Kirche von staatlicher Einmischung und Bevormundung. Siahaan und andere seien selbst machtgerig und hätten deshalb die Kirche den staatlichen Behörden ausgeliefert.

Wer den Konflikt verstehen will, muß weiter zurückgehen

als bis zur fehlgeschlagenen November-Synode von 1992. Dabei geht es um Personen und Führungsstile, soziale Spannungen in Indonesien und um das, was der Staat von den Religionen erwartet.

Ein rasanter Reformier und die Tradition

Da ist zunächst Dr. Soritua Nababan, bis dahin schon Inhaber hoher kirchlicher Ämter in der Indonesischen Kirchengemeinschaft (PGI) und der internationalen Ökumene. Kurz nachdem er 1987 Ephorus wurde, begann er mit einem Modernisierungsprogramm in seiner Heimatkirche: veraltete, der Tradition verhaftete Leitungsstrukturen sollten überwunden, eine effektive Verwaltung aufgebaut und das Engagement der Kirche für Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung verstärkt werden. Weil Nababan ein rasantes Tempo vorlegte, stieß er mit seinen Reformideen auch auf Widerstand. Autoritäres Gehabe und selbstherrliche Administration waren die Vorwürfe, die ihm die innerkirchliche Opposition machte. Selbst seine Unterstützer räumen heute ein, daß Nababans brusche Art, mit der er den mehr traditionell eingestellten Mitgliedern der HKBP gegenübertrat, das Unbehagen über seinen Führungsstil förderte hat.

Dies allein erklärt aber den Konflikt nicht. Hinzu kamen

Spannungen mit dem Staat und seinen führenden Vertretern. Eine wichtige Rolle spielte dabei die Papier- und Zellulosefabrik Indorayon am Toba-See. Die Fabrik gefährdete mit Abwassereinleitungen und Abholzungen massiv die Lebensgrundlage der Menschen in der Region. Die Christen fragten sich, wer eigentlich Nutznießer der rasanten wirtschaftlichen Entwicklung Indonesiens sein sollte. Was für den Staat schlimmer war: die Christen der HKBP wagten es, ihren Protest anzumelden - und die Kirchenleitung unterstützte sie dabei. Die Folge: massiver Druck seitens der Regierung. Zuerst wurde die HKBP-Synode vom August 1990 verboten - ein bis dahin einmaliger Vorgang. Im gleichen Monat bekam auch die von Christen getragene Entwicklungsorganisation KSPPM, die für ihre staatskritische Arbeit bekannt war, die Macht der Obrigkeit zu spüren. Auch ihre Tätigkeit wurde vorübergehend untersagt und erst auf internationalen Druck wieder zugelassen.

Wachstum hilft wenig gegen Armut

Der Regierung Indonesiens und den sie tragenden wohlhabenden Schichten geht die rasante Wirtschaftsentwicklung über alles. Wer sich öffentlich zu Wort meldet, weil das Wachstum eben nicht die Armut verringert, sondern

nur Wohlstand für wenige bringt, gilt als Unruhestifter. Unabhängige Gewerkschaften sind unerwünscht und werden verfolgt, und die massive Verletzung von Menschenrechten muß Amnesty International immer wieder rügen. Und auch in diesen Konflikt ist die HKBP irgendwie verwickelt: Mughtar Pakpahan, Vorsitzender der unabhängigen Gewerkschaft SBSI, Anwalt und prominentes Mitglied der HKBP, prangerte die Staatsführung, weil sie die international anerkannte Arbeitnehmerrechte mißachtet. Im letzten Jahr wurde Pakpahan, der sich öffentlich auf die Seite Dr. Nababans gestellt hatte, wegen seiner Beteiligung an Arbeiterprotesten zu drei Jahren Haft verurteilt. Sein Vergehen: er hatte die Erhöhung der Mindestlöhne gefordert, was als »Aufhetzung« bestraft wurde. Erst nach drei Instanzen wurde er vom Obersten Gericht freigesprochen.

Ruhe und Ordnung als Christenpflicht

Ruhe und Ordnung wünscht sich die Regierung auch von den Religionen: das Staatswesen und die Regierung soll von den Religionen legitimiert oder zumindest mitgetragen werden. Diese Auffassung orientiert sich einerseits an uralten javanisch-indonesischen Vorstellungen, andererseits aber auch an

handfesten Interessen der Herrschenden. »Stabilität« ist dabei ein hoher Wert: »Freiheiten, die die Stabilität in Frage stellen, werden wir nicht dulden«, verkündete der Generalstabschef der Streitkräfte, H.B.L. Mantiri. Da bleibt für eine kritisch-prophetische Rolle der Kirchen nicht viel Raum.

Die ist ohnehin nur ein zartes Pflänzchen. Über Jahrzehnte hatten die Christen in Politik, Wirtschaft und Bildung großen Einfluß - weit bedeutender als ihr Zehn-Prozent-Anteil an der Bevölkerung vermuten ließ. Der Islam, lange Zeit die Religion der armen und wenig gebildeten Massen, holt seit einiger Zeit auf. »Aus Angst vor dem Islam«, so der Indonesien-Kenner Wilfried Huber, »bildete sich in der Kirche eine starke Staatsabhängigkeit heraus.« Eine kritische Auseinandersetzung mit der staatlichen Wirtschaftspolitik, so Huber, sei erst möglich, »wenn Christen nicht länger vor lauter Islam-Furcht unter den Mantel des Staates flüchten«.

Auch Soritua Nababan gehört nicht zu denen, die dem indonesischen Staat grundsätzlich kritisch gegenüberstehen. Aber in einem autoritären Staat fällt schon das beharrliche Fragen und Kritik an einzelnen Maßnahmen der Regierung unangenehm auf. Die Art Kirche, für die Nababan stand, konnte der Regierung jedenfalls nicht genehm sein.

Vor diesem Hintergrund erscheint das staatliche Eingreifen als ein Versuch der Gleichschaltung der HKBP. Dies war aber nur möglich, weil die innerkirchliche Opposition keine Skrupel hatte, das Militär zur Durchsetzung ihrer Interessen einzuspannen.

Freiheitsräume »einkassiert«

Auch Kritiker von Nababans Führungsstil halten das für verwerflich und nicht hinnehmbar - kein Wunder, daß die »Tiara-Kirchenleitung« weder von der Ökumene noch von Missionswerken und Kirchen in Deutschland anerkannt wird. Eine Lösung der Krise ist deshalb so schwierig, weil Regierung und Armee einerseits in diesem Streit eindeutig Partei für die Nababan-Gegner ergriffen haben und andererseits an einer Verständigung mit den Staatsorganen kaum ein Weg vorbeiführt. Olaf Schumann, Missionswissenschaftler an der Universität Hamburg und Indonesienexperte, beschreibt den Schock, den die Absetzung Nababans seinerzeit auslöste: »Er machte deutlich, daß der Staat in keinerlei Weise bereit war, seine absolute Kontrolle über das öffentliche Leben an irgendeiner Stelle zu lockern, sondern im Gegenteil, daß auch die Nischen, wo bisher noch über eine relative interne Autonomie verfügt wurde, nun »einkassiert« würden.«

Daran hat sich in den letzten drei Jahren nicht viel geändert. Die beiden Gruppen stehen sich weiterhin gegenüber und streiten, oftmals mit Gewalt, über die Benutzung von Kirchen und Pfarrhäusern. Wie groß die Gefolgschaft der »Tiara-Kirchenleitung« ist, kann nicht genau eingeschätzt werden. Daß sie im Kampf gegen die verfassungstreue Seite eine paramilitärische Schlägertruppe einsetzt, die mit brutaler Gewalt vorgeht, zeigt, daß sie sich so sicher jedenfalls nicht fühlt. Trotz der Gewalt stehen weite Kreise der HKBP weiterhin zu Nababan, der allerdings selbst in Zukunft nicht mehr Ephorus sein möchte. Formiert haben sie sich unter den Worten »Setia Sampai Akhir« («Treu bis zum Ende»), einem Zitat aus Offenbarung 2,10, um ihre Treue zur Verfassung der Kirche und ihre Bereitschaft zum Widerstand gegen die für sie unrechtmäßige Kirchenleitung deutlich zu machen.

Letzte Chance: die Synode 1997

Die Ökumene drängt seit langem darauf, den Konflikt durch eine freien Wahlsynode unter Beteiligung aller Parteien zu lösen. Doch alle Vermittlungsbemühungen verliefen bislang im Sande - ob sie durch Einbeziehung eines christlichen Ministers der Regierung im Sommer 1993 versucht wurden oder durch eine ganze Reihe von

Initiativen der Indonesischen Kirchengemeinschaft PGI. Selbst eine gemeinsame Initiative der PGI und des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) im Sommer scheiterte: eine Delegation sollte sich ein objektives Bild über die Auseinandersetzungen verschaffen und Lösungen vorschlagen. Doch das indonesische Religionsministerium erklärte den Besuch für »unerwünscht«, und die Tiara-Kirchenleitung wollte von dem Besuch auch nichts wissen.

Die Gräben sind tief und vielleicht nicht mehr zu überbrücken. Eine Spaltung der HKBP scheint immer wahrscheinlicher - und manche sprechen inzwischen schon von einer »Tiara-Kirche« statt »Tiara-Kirchenleitung«. Die vielleicht letzte Gelegenheit zur Versöhnung wird die nächste Synode sein, die nach der Verfassung im Jahre 1997 stattfinden muß.

Wie war der Wunsch von Djisman Hutapea, der den »Apostel der Batak« noch persönlich kannte, vor Jahren in dieser Zeitschrift zitiert worden? »Größere Einheit wünscht er den Christen im Batak-Land. Das Leben der Batak-Kirchen sei nicht immer vom Geist der Einigkeit geprägt, meint er. Und seufzt.« ■

STICHWORT

Toba-Batak-Kirche

Mit rund 2,4 Millionen Mitgliedern ist die HKBP heute die größte protestantische Kirche Asiens. Vorauszusehen war diese Entwicklung nicht, denn die ersten amerikanischen Missionare, die 1834 zu den Batak vordrangen, wurden umgebracht. Umgeben von islamisierten Völkern, setzten sich die Batak gegen je-

Wirklich erfolgreich wurde die Missionsarbeit durch den Nordfriesen Ludwig Ingwer Nommensen, der schon 1862 zum heiligen Toba-See vorstieß. 1864 taufte er die ersten Batak - bei seinem Tod 1918 waren bereits 180.000 Batak Christen.

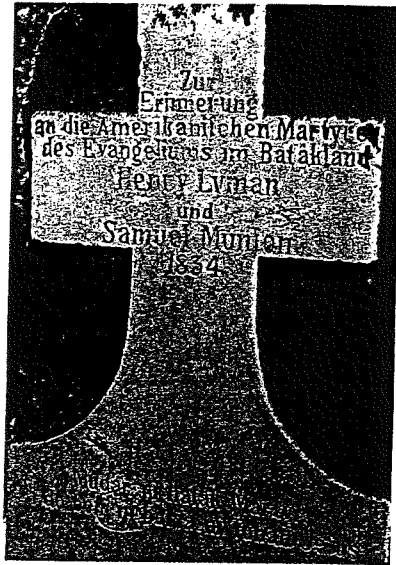
Unabhängig wurde die Kirche 1930, der dominie-

Berücksichtigung in der Leitung der Kirche. Der Ephorus, vergleichbar einem Bischof, ist nicht nur geistlicher Leiter, sondern wird in der Adat-Tradition auch von vielen als Führer des Batak-Volkes in der alten Königstradition gesehen und entsprechend verehrt.

Klaus Schäfer

rende Einfluß der Missionare aus Deutschland endete erst im Zweiten Weltkrieg. Jetzt wählen die Batak ihre Kirchenleitung mit dem Ephorus an der Spitze selbst - vorher war sie durch die Missionsleitung in Barmen bestimmt worden. Heute ist die HKBP Mitglied der internationalen Missionsgemeinschaft »Vereinigte

Evangelische Mission/ United in Mission« (VEM/UIM), die aus der Rheinischen Mission hervorgegangen ist. Dr. Nababan ist derzeit ihr Ratsvorsitzender.



Denkmal für die ersten Missionare

den Eindringling zur Wehr, der ihre Stammes-tradition und -religion nicht respektierte. Erst dreißig Jahre später, am 7. Oktober 1861, begannen holländische gemeinsam mit Missionaren der Rheinischen Mission (Barmen) mit ihrer Arbeit unter den Batak. Dieser Tag gilt heute als Gründungsdatum der Kirche.

Die HKBP ist heute eine Volkskirche, die tief im Brauchtum der Batak - der sogenannten *Adat* - verwurzelt ist. Schon immer mußte die HKBP um ihre Einheit ringen, denn zahlreiche Clanverbände streben nach



Ludwig Ingwer Nommensen (1834-1918)

Auseinandersetzungen in der Toba-Batak-Kirche in Indonesien

„Spiegel nationaler Konflikte“

Hannover. „In der Krise um die Toba-Batak-Kirche in Indonesien (HKBP) spiegeln sich innerkirchliche und nationale Konflikte“, sagte Reinhard Achenbach, ehemaliger Dozent der Theologischen Hochschule der HKBP am vergangenen Montag bei einer Informationsveranstaltung in Hannover. Der jetzt an der Mainzer Universität lehrende Theologe berichtete von dem seit Jahren schwelenden Konflikt in der nordsumatrischen Kirche, die mit 2,4 Millionen Mitgliedern zu den größeren protestantischen Kirchen Indonesiens zählt.

Der Konflikt habe vor drei Jahren mit der gewaltsamen Absetzung des Kirchenführers Nababan begonnen. Für Nababan sei unter militärischer Mithilfe Pastor Simanjuntak eingesetzt worden. Die beiden Kirchenführer stünden sowohl für verschiedene „Clans“ innerhalb der ethnisch unterschiedlichen Batak-Völker als auch für gegensätzliche kirchlich-theologische Richtungen: Nababan vertrete einen ökumenisch-progressiven, Simanjuntak einen kirchlich-nationalen Flügel innerhalb der Toba-Batak-Kirche.

Achenbach unterstrich, daß die neu eingesetzte Kirchenfüh-

rung vom Militär und der Regierung massiv unterstützt werde. Er berichtete von den seit 1992 andauernden Auseinandersetzungen zwischen den rivalisierenden Gruppen, die gewaltsam ausgetragen würden.

Pfarrer des Nababan-treuen Kirchenflügels würden aus dem Amt vertrieben, verhaftet und gefoltert, sagte er und schilderte Gewaltszenen, deren Augenzeuge er geworden war. Schätzungsweise 30 Prozent der Toba-Batak-Mitglieder gehörten diesem Flügel an, der sich „Treue bis zuletzt“ (AP-SSA) nenne.

Er forderte die westlichen Kirchen auf, die Toba-Batak-Kirche, der vermutlich die endgültige Spaltung bevorstehe, zu unterstützen, sowie auf die Aufklärung und Verhinderung von Menschenrechtsverletzungen hinzuwirken.

Bei einem EKD-Gottesdienst anlässlich der Eröffnung der Hannover Messe hat auch der EKD-Auslandsbischof Rolf Koppe am vergangenen Sonntag in Hannover das „Ende von Folter und Gewalt“ sowie die Wahrung der Menschenrechte in Indonesien gefordert.

Sabine Dörfel

Hartnäckige Irrtümer über Byzanz

Den Byzantinern ergeht es wie anderen Gruppen der Geschichte, die sich gegen die abwertende Verwendung ihres Namens nicht wehren können, weil sie nicht mehr leben. So wird ja auch der Name der Pharisäer immer noch gerne zur Bezeichnung von Heuchlern mißbraucht. Die Verwendung des Wortes „byzantinisch“ im negativen Sinne hat nun durch Ulrich March („Rom, Byzanz und das postkommunistische Europa“, F.A.Z. vom 23. März) Unterstützung erfahren. Er will „historische Konstanten im Gebiet des ehemaligen Ostblocks“ festgestellt haben, und seine Ursachenforschung führt ihn bis nach Byzanz.

Auf dem Wege dorthin begegnet March zunächst noch einer anderen Ursache der gegenwärtigen beklagenswerten Zustände in den ehemaligen Staaten des Ostblocks; es ist „die asiatische Fremdherrschaft“. In Rußland hätten dreihundert Jahre lang die Mongolen geherrscht, die Völker Südosteuropas hätten vom 14. Jahrhundert bis in unsere Zeit unter türkischer Herrschaft gelebt, und „sowohl die mongolische als auch die türkische Fremdherrschaft hat despotische Züge und ist nicht gerade geeignet, freiheitliche Entwicklungen in den besetzten Gebieten zu befördern“. Immerhin: Gewährten die „despotischen“ Türken nicht einem guten Teil jener Juden Aufnahme und ein menschenwürdiges Leben, die seit 1492 aus Spanien vertrieben wurden? Aus einem der Länder Westeuropas, das sich nach March durch den „Respekt vor dem Humanum im weitesten Sinne“ auszeichnet?

Nach Ulrich March hatte es Ost- und Südosteuropa jedoch bereits vor den Asiaten schlimm erwischt. Zwar sei es dem oströmischen Kaiser Arkadios (395 bis 408) gelungen, die in das Reich eindringenden Westgoten seinem Bruder Honorius im Westteil des Reiches „auf den Hals zu hetzen“. March zufolge erwies sich das letzten Endes als unklug, denn im Westen seien Römertum, Christentum und Germanentum in einer „fruchtbaren Begegnung“ miteinander verschmolzen; Byzanz dagegen, der Ostteil des Römischen Reiches, habe das Nachsehen gehabt, es habe „keinerlei in die Zukunft weisende Impulse von außen“ erhalten. Daß die Byzantiner das geistige Erbe der griechischen Antike bewahrten und schließlich in der Renaissancezeit die Westeuropäer lehrten, es zu verstehen, weiß March nicht und fabuliert, „daß es im Gesamtbereich der griechisch-orthodoxen Kirche eine Renaissance nicht gegeben hat“. Hätte er doch nur nicht ausgerechnet eine Miniatur des byzantinischen Kaisers Basileios II. (seitenverkehrt) abgebildet, nach dessen Dynastie die Forschung eine der Renaissancen der byzantinischen Kultur als die „makedonische“ benannt hat. Aus dem Gedicht bei der Miniatur hätte er erfahren können, was dargestellt ist: nicht „fußfällige Höflinge“, deren kniefällige Haltung er als Ausdruck einer „Tradition der Unterwerfung“ mißversteht, sondern Feinde des Reiches, die dem siegreichen byzantinischen Kaiser zu Füßen liegen.

Ein weiteres Defizit des Ostens sieht March im geistlichen Bereich, denn „im Oströmischen Reich untersteht nicht nur der Staat, sondern auch die Kirche der Verfügungsgewalt des Kaisers“. Die geschichtliche Wirklichkeit war eine andere. Weiß er nicht, daß erst Peter der Große, unter Mißachtung des byzantinischen kanonischen Rechts, sich zum Oberhaupt der russischen Kirche machte, wobei er die protestantischen Kirchenordnungen westeuropäischer Staaten zum Vorbild nahm? Kaum daß ihr letztes Oberhaupt Zar Nikolaus II. abgedankt hatte, kehrte die russische Kirche denn auch zur Ordnung der byzantinischen Tradition zurück. Doch March sieht das byzantinische Wesen, wie er es sich vorstellt, auch danach noch am Werke und behauptet, „daß die zaristische Autokratie praktisch nahtlos in die bolschewistische Diktatur übergeht“. Um das unmenschliche Ergebnis der Verwirklichung der Ideen eines deutschen Philosophen durch Lenin und die Bolschewisten zu erklären, sollte man wirklich nicht irrige Vorstellungen über Byzanz bemühen.

Vorurteile werden vielerorts gepflegt. In Rußland kann man heute zum Beispiel die Meinung hören, die russischen Maler des Mittelalters seien – anders als ihre westeuropäischen Kollegen – zur Darstellung von Grausamkeiten einfach außerstande gewesen und dergleichen mehr. Die Vorstellungswelt von March stellt das westeu-

ropäische Pendant zu diesen Mythen, mit denen man sich selbst schmeichelt, dar. Er will uns erzählen, die Ikonenmalerei sei „von den künstlerischen Entwicklungen im Westen vom Mittelalter bis zum neunzehnten Jahrhundert“ unbeeindruckt geblieben, und läßt damit nur erkennen, daß er von der Kunst Westeuropas ebensowenig Ahnung wie von der Ikonenmalerei hat: sie muß ihm als „Ausdruck einer gewissen Starrheit, die dem Byzantinischen Reich und seinen Nachfolgestaaten von Anfang an eigen ist“, erhalten.

Nach den Vorstellungen von Ulrich March begann das ganze Unheil im Jahre 395 mit der Teilung des Römischen Reiches in das Weströmische und in das Oströmische, Byzantinische Reich; damit sei die bis heute geltende Grenzlinie zwischen den genuin freiheitlich gesinnten Westeuropäern und den asiatisch-byzantinisch geprägten Menschen gezogen worden. Inzwischen leben zahlreiche Menschen von jenseits dieser Grenze auch in Deutschland; der Islam ist die drittgrößte, die Orthodoxie byzantinischer Prägung die viertgrößte Religionsgemeinschaft in unserem Lande. Unter diesen Menschen gibt es auch solche, die westeuropäischen Lebens- und Denkformen teils mit Vorurteilen, teils mit begründeten Bedenken begegnen. Die Auseinandersetzung mit ihnen können Vorurteile von der Art, wie sie March uns in einem dicken Bündel anbietet, nur erschweren.

Professor Dr. Rainer Stichel, Münster

Shell-Bezirksleiter stellte sich in Pfalzfeld Fragen von Konzernkritikern - Beide Seiten legten ihre Positionen dar

In die Höhle der „Löwen“ gewagt Pfarrer-Worte lösten bei Multi Unruhe aus

PFALZFELD. GR. Ein Ölkonzern in Nigeria und eine Autobahn-Raststätte bei Pfalzfeld: Die zunächst nicht einsichtige Verbindung hatte der Pfalzfelder Pfarrer Johannes Dübelde während der Einweihung des Shell Rasthofes im Juni hergestellt und dabei Unruhe in dem Ölkonzern ausgelöst.

Jetzt war Horst Schumacher, Shell-Distriktleiter für Hessen und Teile von Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen, in das Hunsrückdorf gereist, um einem kritischen Publikum die Konzernpolitik zu erklären.

Den Rasthof segnen sollte der Pfarrer im Sommer. Doch Dübelde hatte damals eingeschränkt, daß Gottes Segen nur wirksam werde, wenn „wir auch jenen Teil der Menschheit mit in unser Handeln einbeziehen, der ebenfalls zur Kinderschaft Gottes gehört, obwohl er geographisch weit von uns weg ist“. Damit spielte der Theologe auf die massive Kritik an Shell an, der Konzern sei an Ölverseuchungen und Menschenrechtsverletzungen in Nigeria mitschuldig.

Dem Pfalzfelder Pfarrer brachte das Ärger ein. Doch im Shell-Konzern ist man seit dem Desaster, ausgelöst durch die Greenpeace-Aktion um die Ölbohrinsel Brent Spar, sehr hellhörig geworden, wenn sich ir-

gendwo Kritik an der Firmenpolitik regt. Distriktleiter Schumacher wagte sich daher in die - wie Dübelde anerkennend vermerkte - „Höhle einer Löwenfamilie“, um „als Informant“ mit Daten und Tabellen zu zeigen, daß Shell doch eigentlich nicht der rechte Ansprechpartner für Kritik an üblen Zuständen in Nigeria sei.

Rund 20 Gäste hatten sich im Gemeindezentrum der evangelischen Kirchengemeinde eingefunden: Vertreter vom Bund für Umwelt und Naturschutz in Deutschland (BUND), der Gesellschaft für bedrohte Völker, der Hunsrücker Friedensbewegung, dem Internationalen Versöhnungsbund, dem evangelischen Gemeindedienst für Weltmission und dem Presbyterium der evangelischen Kirchengemeinde Emmelshausen-Pfalzfeld. Der Superintendent des Kirchenkreises Koblenz, Klaus Schneidewind, moderierte die Diskussion.

„Wir sitzen in zwei Lagern“, zog ein Gesprächsteilnehmer als Fazit des Austauschs. Beide Seiten legten freundlich, gegenseitig Sympathie anerkennend, aber letztlich wohl doch unüberbrückbar ihre Standpunkte dar. „Sie überschätzen möglicherweise den Einfluß, den Shell in Nigeria hat“, schränkte Schumacher schon zu Beginn des Gesprächs ein. Wollte heißen: Auch wenn das Volk der Ögoni unterdrückt, dessen Vertreter Ken Saro-Wiwa hinge-

richtet und das Land durch „giftige und gefährlich Substanzen“ wie auch durch Öl ökologisch geschädigt wurde, habe Shell damit nicht zu tun, auch wenn der Konzern als Multi großen wirtschaftlichen Einfluß in diesem Land hat. Die Militärregierung Nigerias verbitte sich jede Einflußnahme, und an dem Ölförderkonsortium sei Shell nur zu 30 Prozent beteiligt. Im Rahmen des Möglichen „stellen wir uns der Verantwortung“, versicherte Schumacher. Pipelines und Förderanlagen seien im vergangenen Jahr für 150 Millionen Dollar erneuert worden, und künftig sollen gleich strenge Umweltstandards wie bei der Ölförderung in Kalifornien gelten.

Als „Ohnmachtsgebärde“ empfand die „andere Seite“ den „Wir-können-nichts-machen“-Tenor der Ausführungen Schumachers. Wenn Shell aus Nigeria aussteigen würde, würde die Kundschaft vielleicht positiv darauf reagieren. Als „zynisch“ empfand ein Gesprächsteilnehmer den Vergleich der Ölaustritte aus Leitungen gegenüber der Gesamtfördermenge. Auch geringe Ölmen-gen verschmutzten große Teile des Wassers.

Auch wenn man - wie wohl nicht anders zu erwarten - nicht zu einem gemeinsamen Nenner fand, waren beide Seiten froh, einmal miteinander geredet zu haben. Schumacher will die Anregungen der Kritiker im Konzern weitergeben.

„Aber Kirche ist immer politisch“

„Wie christlich sind unsere Parteien?“ – Vortragsreihe mit Prof. Dietrich Ritschl

Ladenburg. „Wie christlich sind unsere Parteien?“ Mit diesem Thema startete eine Vortragsreihe des Katholischen und Evangelischen Bildungswerkes Ladenburg, zu der Pfarrer Eckhard Weißenberger den Referenten Prof. Dietrich Ritschl vom ökumenischen Institut Heidelberg im gut besuchten evangelischen Gemeindehaus begrüßen konnte.

„Politik und Kirche war schon immer ein heikles Thema, aber Kirche ist immer politisch“, verdeutlichte Pfarrer Weißenberger in seiner Einführung, daß zwar keine Parteipolitik von der Kanzel gepredigt werden soll, aber Politik und Kirche könne im Alltagsleben nicht getrennt werden. „Schon im 3. Reich habe die Kirche, zwar nicht ganz laut protestiert, aber ein bißchen geholfen die Wahnvorstellungen Hitlers bei der Euthanasie zu bremsen“, so Pfarrer Weißenberger, der auch auf zwei Demonstrationen in Ladenburg gegen die Ausländerfeindlichkeit und dem Krieg in Ex-Jugoslawien hinwies, die von der Kirche unterstützt wurden.

Professor Ritschl ging in seinem Vortrag auf die Entstehung der politischen Parteien und ihrer Aufgaben ein, bevor er im zweiten Vortragsteil die verschiedensten Parteiprogramme analysierte und nach der „Christlichkeit“ der Parteien fragte. Speziell diese Frage versuchte der Professor sehr sensibel zu beantworten und wer erwartete eine Wahlempfehlung für die nächste Landtagswahl zu bekommen, war mit Sicherheit auf der falschen Veranstaltung.

Schon über Jahrtausende herrschte in der Welt eine Obrigkeit, die mit dem heutigen Begriff des Rechtsstaates aber nicht zu ver-

gleichenen war. Führungsschichten und ihre Untertanen gab es schon immer, die auch damals schon Abgaben und Steuern zu entrichten hatten. Der Parteienbegriff als Interessengemeinschaft wurde erstmals um die Zeit 1660-80 erwähnt, als sich in England erste Parteien bildeten. Auch in Frankreich zur Zeit der Revolution bildeten sich „Clubs“, die als Vorläufer der heutigen Parteien angesehen werden können.

In Deutschland bildete sich 1848 eine Bewegung, die sich demokratische liberale Revolutionsbewegung nannte und die als Ursprung der FDP genannt werden kann. „Auch die Sozialdemokraten gründeten 1869 mit der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei eine ehrenwerte Partei, die von den radikalen Bewegungen später als die ‚Roten‘ bezeichnet wurden und die gerne mit den Kommunisten in einen Topf geworfen wurden“, beschrieb Prof. Ritschl die damalige Situation. Erst 1919 in der Weimarer Zeit ist jedoch eine erste moderne Demokratie entstanden. Über den Ersten Weltkrieg hinaus bis hin zur Weimarer Republik mußten die Parteien ihre Zähigkeit beweisen, auch wenn eine anfangs winzige Partei damals immer bedeutender wurde. Die Einheitspartei NSDAP war genau wie später die SED keine wirkliche Partei, die man wählen konnte, sondern eine Diktaturorganisation, der es zu gehorchen galt.

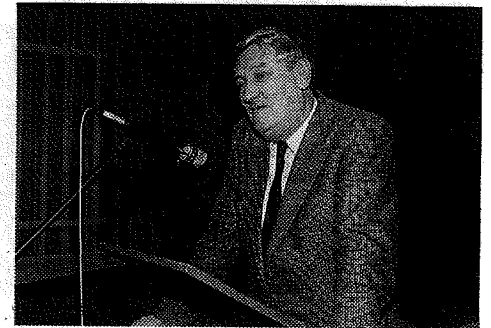
Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Parteienlandschaft erst einmal zerstört, doch die alten traditionellen Parteien meldeten sich nach ihrem Verbot durch die Nazis wieder. Die Abneigung der Deutschen zu den Parteien war jedoch sehr groß. Das Volk stand den

Parteien skeptisch gegenüber, es fehlte der Mut zur Zugehörigkeit und zur Konfliktbereitschaft. Das Motto: „Ich halte mich hier heraus, ich tue nur meine Pflicht“, war unter der Bevölkerung verbreitet, die jahrelange Gewohnheit an das Einheitssystem zeigte deutlich auf, daß viele Deutsche innerlich nicht bereit waren, Verantwortung zu übernehmen.

Die Parteien, die in Konkurrenz untereinander standen, reformierten sich nun durch die verschiedenen Parteiprogramme. Die CDU, die im Aalener Programm noch einen christlichen Sozialismus gewollt hatte, rückte unter Adenauer später von dieser Linie ab. Die SPD verabschiedete sich im Godesberger Programm vom Marxismus, wie überhaupt die Parteienlandschaft ein neues Gesicht bekam. Es gab nun bezahlte Funktionäre, die Parteien wurden regelrecht durchorganisiert. Als Vermittler zwischen Gesellschaft und Staat wollte man nicht auf Zeit, sondern auf Dauer an der Macht teilhaben.

Wie christlich die Parteien wirklich sind, konnte auch Professor Ritschl nicht beantworten. Beim Blick in die heutigen Grundsatzprogramme konnte er feststellen, daß die Parteien mit ihren Aussagen nicht so weit entfernt sind wie früher. Zwar zeigen sich im politischen Alltag z. B. in den Bundestagsdiskussionen erhebliche Differenzen, aber die Grundsatzprogramme sind nur noch bei Fragen der Wirtschaftspolitik von großen Unterschieden geprägt. Bei der Kultur, Erziehung, Ausbildung, der Sozialpolitik oder bei den nationalen Belangen sind die Aussagen der zwei großen Parteien SPD und CDU ähnlich. Jede Partei hat christliche Elemente in ihrem Programm, wobei sich die Parteien auch nicht scheuen die christliche Sprache zu verwenden. „Was aber christliche Elemente sind, darüber muß sich jeder selbst sein eigenes Bild machen“, betonte der Referent.

Die SPD behauptet von sich, auch ohne



DIETRICH RITSCHL referierte über die Frage „Wie christlich sind unsere Parteien?“

Foto: Sturm

daß im Parteiname ein „C“ zu finden ist, christliche Elemente zu beachten. Solidarität mit den Schwächeren, Gleichberechtigung oder Sozialabsicherungen sind Begriffe, die auch von der CDU für wichtig gehalten werden. Für viele treue CDU-Wähler ist die ablehnende Haltung der CDU zur Abtreibungsfrage die Rechtfertigung, daß in dieser Partei die meisten christlichen Elemente verwirklicht werden.

Dem widersprach Professor Ritschl jedoch, dem die SPD-Haltung zur Abtreibung persönlich zwar nicht gefalle, „aber in den Parteien SPD, FDP und bei den Grünen sind ebenso starke Werte des christlichen Denkens enthalten wie bei den C-Parteien auch“.

„Da die Durchschlagskraft der Parteien im zunehmenden Maße nachläßt, wird die Bedeutung der Kirche größer werden“, so Professor Ritschl, der zwar auch sieht, daß die Zahl der Kirchenmitglieder kleiner wird, aber der Einfluß der Kirchen wird dadurch nicht zurückgehen. Die Kollektivkraft der Kirchen kann bei der Gestaltung der Parteiprogramme einen starken Einfluß nehmen und deswegen ist es um so wichtiger, daß in Zukunft die Kirchen ökumenischer zusammenarbeiten als bisher.

-stu-

IM PROFIL

Prof. Dietrich Ritschl

Oekumenisches Institut

Internationales Wissenschaftsforum

Dietrich Ritschl, geb. 1929 in Basel, ist o. Professor für Ökumenische Theologie und Direktor des Oekumenischen Instituts sowie des Internationalen Wissenschaftsforums Heidelberg. Studium der Philosophie, Psychologie und Theologie in Tübingen, Basel, Bern und Edinburgh. Sechs



Jahre lang Pfarrer der vier deutschsprachigen Gemeinden in Schottland, Dozent in Montreal, sodann zwölf Jahre Professor für Patristik und systematische Theologie in den USA, zuletzt in New York; dann an der Universität Mainz, seit 1983 in Heidelberg. Seit 1970 jedes dritte Jahr Gastprofessor in Melbourne, Australien; 1992 (evang.) Gastprofessor an der päpstlichen Universität Gregoriana in Rom.

RNZ: *Wie und wann kam es zu Ihrem Wunsch, Wissenschaftler zu werden?*

Ein Wunsch ist das eigentlich nie gewesen, eher bin ich in das Professoren-Dasein der Familie meines Vaters, meiner Mutter und meiner Frau „schicksalhaft“ hineingesogen worden, sozusagen trotz meiner Vorliebe für die Praxis (des Gemeindepfarrers und, seit

1970, des analytischen Psychotherapeuten), für manuelle Arbeit und für Musik. Das Tröstliche ist nur, daß all diese Vorfahren, auch die wenigen, die sich todernst nahmen, in den Wissenschaften auch nur mit Wasser gekocht haben. Wir sollten unsere tägliche Arbeit an der Universität und am Schreibtisch nicht allzu leichtfertig „Forschung“ nennen, haben sie mir hinterlassen. Die Wissenschaft ist ein wichtiges, ein ernstes und ein schönes Spiel, aber eben ein Spiel. Alles, was wir herausgefunden haben, könnte auch ganz anders sein.

Kein Spiel jedoch ist die politische und soziale Not, das psychische und physische, vielleicht auch das geistliche Leiden der Menschen. Zu gerne wüßte ich, wie Wissenschaft dem steuern helfen kann! Die Theologie ist hier besonders gefordert, aber vielleicht ist sie letztlich keine Wissenschaft, sondern in ihrem Herzstück eher Weisheit. Von meinen Lehrern – E. Spranger, W. Weischedel, vor allem aber während vieler Jahre K. Jaspers und K. Barth – habe ich wohl das Fragen gelernt, nicht aber die Antwort auf diese große, den Nutzen der Wissenschaft betreffende Frage. Ich gedenke ihrer in Verehrung, aber ich bin inzwischen weithin andere Wege gegangen. Meine britischen Lehrer und Vorbilder, besonders jedoch meine amerikanischen Kollegen haben mich vom Eigenwert der Ideen und Systeme eher abgebracht und in die Nähe des Empirismus gelockt.

RNZ: *Was waren die wichtigsten Stationen Ihres beruflichen Werdegangs?*

Das Erleben von Theologie und Kirche im Schottland der Nachkriegsjahre – zu meinen Gemeinden gehörten ca. 1000 dortgebliebene ehemalige Kriegsgefangene und ihre Familien –, die regelmäßigen Besuche in Kirchen und theologischen Schulen im kommunistischen Osteuropa, dann der enge Kontakt mit den Studenten in den USA – viele Teilnehmer am Krieg gegen Deutschland und am Koreakrieg –, das waren schon wichtige Stationen. Ungezählte Vorträge, Diskussionen, Konferenzen über Krieg und Aufrüstung, Auschwitz, Rassenhaß in den USA, Hiroshima und Dresden – wir lebten damals sehr „politisch“ und schrieben zugleich theologische Bücher und Hunderte von Aufsätzen darüber.

Seit diesen Jahren habe ich ein ungemein starkes Gefühl der Solidarität mit der ökumenischen, der weltweiten Kirche, und doch fühle ich mich bis heute in der Kirche wie ein Vogel im Käfig. Aber es geht vielen so. Jedoch, bei aller Ernüchterung über die Enge und trotz aller eigenen Überaktivität an Vortragsreisen zu verschiedenen Kontinenten blühte bei uns damals die Wissenschaft. Ich las und dozierte und publizierte unermüdlich: in Patristik, Philosophie und theoretischen Fragen der systematischen Theologie. Es war, wie wenn die theologischen Bücher die Kirche in ihren neurotischen Schäden und historischen Verkrustungen therapieren sollten. Im Grunde glaube ich das heute immer noch; es ist auch keine schlechte Aufgabenbeschreibung von Theologie.

RNZ: *Wo liegen derzeit die Schwerpunkte Ihrer Tätigkeit?*

Nach meiner Emeritierung in drei Jahren möchte ich das Buch „Zur Logik der Theologie“ auf drei Bände erweitern und umgestalten. Vorher sollen eine Arbeit über „Weisheit und Wissenschaft“ und eine Sammlung medizin-ethischer und psychotherapeutischer Fachaufsätze fertig werden. Verwandt ist

diesen drei verschiedenen Gebieten die Suche nach Steuerungen, die z. T. vorsprachlicher Art sind und die ich „implizite Axiome“ nenne. Sie faszinieren mich, einmal in der Entstehung altkirchlicher Dogmen und Lehren, sodann in ökumenischer Hinsicht als mögliche, gemeinsamer Hintergrund differierender Konzepte und sodann natürlich in der Psychotherapie. Hauptsächlich möchte ich meine Zeit jedoch für die Studierenden und Doktoranden einsetzen, die mich täglich neu fordern und mir die größte Freude und Befriedigung bereiten.

RNZ: *Durch welche Maßnahmen könnte Ihre Arbeitssituation verbessert werden?*

Ich selbst bin in beiden Instituten, deren Direktion mir anvertraut ist, mit der Ausstattung wunschlos zufrieden. In der Fakultät jedoch brauchen wir bei der weiterhin großen Zahl von Studierenden mehr Assistenten und Hilfskräfte.

RNZ: *Welche Ziele verfolgen Sie mit Ihrem wissenschaftlichen Engagement?*

Ich möchte zur weiteren Ausgestaltung einer hilfreichen, argumentativen, d. h. Begründungen suchenden und Rechenschaft gebenden Theologie und Ethik beitragen. Theologische Lehre, interdisziplinäre Kontakte – die an unserer Universität exzellent funktionieren –, meine Vorlesungen zur medizinischen Ethik an der medizinischen Fakultät und anderswo, das seit Jahren laufende gemeinsame Seminar mit medizinischen Kollegen – all dies steht unter derselben Zielsetzung. Aber die intellektuelle Vermittlung und das Erlernen von sinnvollen Argumenten ist nicht alles: Zu unserem Engagement als Universitätslehrer gehört auch der Beitrag zur Persönlichkeitsformung – der education – der Studierenden. Wer sich als Wissenschaftler darüber erhaben dünkt, hat die Universität wohl mißverstanden.

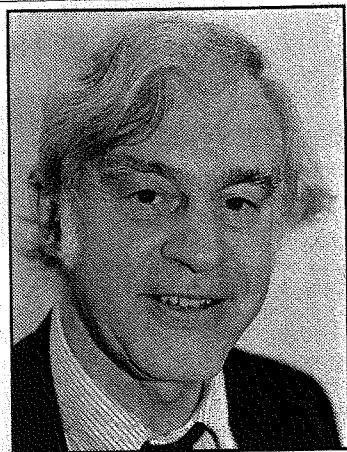
Ökumenische Eingreifgruppe bei internationalen Krisen gefordert

Genf (epd). Für die Aufstellung einer ökumenischen Eingreifgruppe bei internationalen Krisensituationen hat sich der theologische Direktor beim Ökumenischen Rat der Kirchen, Günther Gassmann, ausgesprochen. Gerade bei Konflikten mit religiösen Elementen wie in Armenien, Aserbaidschan, Georgien und Bosnien könne die Ökumene eine wichtige Rolle spielen, sagte Gassmann in einem epd-Interview. Der 63jährige deutsche Theologe gibt sein Amt nach zehn Jahren ab und übernimmt einen Lehrauftrag in den USA.

Gassmann schlug vor, für die Vermittlung bei Konflikten die beim Weltkirchenrat bestehende Kommission für internationale Angelegenheiten auf mindestens zehn Mitarbeiter auszubauen. Der Weltrat müsse allerdings dafür andere Programme abgeben und seine Kräfte konzentrieren. Es gebe zu viele Projekte und Programme. „Viel Zeit geht auch durch institutionelle Selbstbeschäftigung und zunehmende Bürokratisierung drauf“, fügte er hinzu.

Der Weltkirchenrat sollte nach Ansicht des lutherischen Theologen bis zum Jahr 2000 eine Art Charta über die Grundlagen der Gemeinschaft der jetzt 324

orthodoxen, anglikanischen und protestantischen Kirchen aufstellen. Das derzeit trendendste Element ist nach seiner Darstellung, wenn sich Kirchen „in den Dienst einer ethnischen oder nationalen Gruppe stellen“. Christen sollten die christ-



Günther Gassmann.

Foto: epd-bild/Neetzliche Identität über ihre nationale oder ethnische Identität stellen, sagte Gassmann. Dann wären sie ein „prägender, vermittelnder und versöhnender Faktor in der Weltgeschichte“. Der scheidende Direktor erwartet in absehbarer Zeit keine großen Aufbrüche beim Streben nach der Einheit der Kirchen. Möglich sei allenfalls eine gegenseitige Gastfreundschaft von Protestanten und Katholiken beim Abendmahl in den nächsten zehn Jahren. Die Ordination von Frauen zu Priestern aber könne auch ein „noch so fortschrittlicher Papst“ nicht in zehn Jahren einführen. Eher würden bei der katholischen Kirche noch verheiratete Priester zugelassen.

Als Hauptaufgaben der theologischen Abteilung des Weltkirchenrates nannte Gassmann die Vermittlung der bisherigen Ergebnisse des ökumenischen Dialogs an den theologischen Nachwuchs.

Rolf Rendtorff 70 Jahre

Rhein-Neckar-Zeitung 10.5.95

Rolf Rendtorff (unser Ballarin-Bild), emeritierter Alttestamentler der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg, feiert heute seinen 70. Geburtstag. In Heidelberg steht sein Name nicht nur für einen international renommierten Fachwissenschaftler, sondern auch für ein universitätspolitisches Engagement als Rektor in den krisenhaften Jahren von 1970 bis 1972. Die Reformbegeisterung bei dem Versuch, die überkommene universitäre Institution mit dem revolutionären Anspruch einer nachwachsenden Generation zu versöhnen, fand ein vorzeitiges resignatives Ende. Es ist müßig, die universitätspolitischen Entscheidungen jener Jahre nachträglich gerecht beurteilen zu wollen, interessanter dürfte die Antwort auf die Frage sein, wie Rendtorff nach seiner Rektoratszeit weitergearbeitet, was er aus dieser Lebensphase für sein Fach profitiert hat.



Zunächst einmal ging er nach Jerusalem und lernte dort Neuhebräisch fließend sprechen, wodurch er sich eine intensive Kooperation mit israelischen Professoren erschlossen hat. Die Folge davon: Wie vermutlich bei keinem anderen Alttestamentler in Deutschland hat er die biblische Tradition innerhalb des Judentums in ihrer Eigenständigkeit und Eigenwertigkeit zu begreifen gelernt. Für einen Dialog zwischen Christen und Juden war damit eine ganz neue Plattform geschaffen mit Konsequenzen bis tief in die Methoden alttestamentlicher Wissenschaft hinein. Die Texte galt es fortan nicht nur von ihrer Entstehungssituation, sondern noch viel mehr von ihrer Rezeption her – und das heißt von ihrer Wirkung in und als Geschichte – zu würdigen. Die sogenannte kritisch-analytische Auslegungsmethode protestantischer Theologie war damit in ihre Schranken verwiesen und der religiösen Tradition wieder ihre Eigenart zuerkannt.

Eine weitere Folge davon: der Dialog zwischen Juden und Christen als Beitrag zu einer historischen Buße für ein theologisches

Fehlverhalten, das nicht unwesentlich Mitschuldig ist an den Katastrophen deutsch-jüdischer Beziehungen und damit unserer Nationalgeschichte.

Schließlich: Hauptsächlich Rendtorff ist es zu verdanken, daß ein Studium in Israel für evangelische Theologiestudierende eingerichtet worden ist mit einem einjährigen Aufenthalt in Jerusalem. Die enormen geistigen und persönlichen Auswirkungen auf unsere Theologie, die von dorthier kommen werden, sind bereits jetzt spürbar. Der Antijudaismus wird hier nicht einfach in einen Projudaismus verkehrt, wie manchmal behauptet wird, sondern durch einen historischen Realismus ersetzt, der die Wirkungsgeschichte des Judentums im Christentum korrekt nachzeichnet.

Die Theologen, die sich als Ausleger der sogenannten alttestamentlichen biblischen Texte bewähren müssen, sind spezifischen Chancen und Gefahren ausgesetzt. Die Chancen verdanken sich der Sättigung dieser Texte mit Lebenswirklichkeit, mit ethischer und politischer Substanz, aber auch mit Konfliktstoff allenthalben. Die Gefahren hängen mit der Abwertung dieser Tradition vom Neuen Testament her zusammen. Alt- und neutestamentliche Texte sachgemäß voneinander zu unterscheiden, ohne sie gegeneinander auszuspielen, aber eben auch nicht miteinander zu identifizieren, das ist die große Herausforderung an die alttestamentliche Wissenschaft. Vom rechten und klugen Gelingen dieser Anstrengung hängt es wesentlich ab, wie Juden und Christen miteinander umgehen, und das heißt in der gegenwärtigen Weltlage: den Frieden fördern oder stören.

Rendtorff hat entscheidende Beiträge zu einem solchen konstruktiven Dialog beige-steuert. Die Theologische Fakultät verbindet mit ihrer Gratulation den egoistischen Wunsch, es möge ihm gelingen, den Kommentar zum 3. Buch Mose, dem Heiligkeitsbuch Israels, abzuschließen, vor allem aber in Form einer Theologie zur alttestamentlichen Bibel seine Konzeption systematisch zu entfalten, womit auch für die übrigen theologischen Disziplinen eine Erneuerung der jüdisch-christlichen Beziehungen mit einer biblischen Grundlage versehen würde, was für Evangelische Theologie eine vom Geist erfüllte Hoffnung in sich trüge. Gerhard Rau

Erhaltung durch Neugestaltung

Zum Ende meiner Zeit als Studienleiter

Reinhold Bernhardt

Noch immer fällt es mir nicht leicht zu glauben, daß es nun schon fünf Jahre sein sollen, die ich Studienleiter im Ökumenischen Wohnheim war, und vor allem: daß diese fünf Jahre seit dem 1. August 1996 unwiderruflich vorbei sind. Es waren prägende Jahre für mich und meine Familie, in denen sich unser aller (auch der Kinder!) Horizont ungemein geweitet hat; Jahre, in denen wir unterschiedlichste religiöse, kulturelle und nationale Mentalitäten und Sensibilitäten kennenlernten; Jahre, in denen wir Gemeinschaftsbildungen und auch -konflikte nicht nur beobachten konnten, sondern hautnah miterleben durften (manchmal: mußten). Kaum ein Aspekt des Menschlichen, der in dieser vitalen und offenen, international-multikulturell-interdisziplinären Hausgemeinschaft nicht in der einen oder anderen Weise aufgetreten wäre und manchmal nur auf einfallsreiche und diskrete Art zu behandeln war. Kaum eine Routine, die sich schematisch durchhalten ließ. Das ganze Zusammenleben im Haus war von der Art eines ständigen, kreativen Fließgleichgewichts. Kurzum: Es war ein Privileg (und nur relativ selten eine Last), in diesem 'ökumenischem Mikrokosmos', diesem Haus aus lebendigen Steinen fünf Jahre wohnen und arbeiten zu dürfen.

So stellt sich mir - nicht ohne leichte Verklärung - im Rückblick meine Zeit im Ökumenischen Wohnheim dar. Dabei stand am Beginn dieser Zeit die eher aufreibende und zermürbende Aufgabe, zusammen mit dem Architekten die Umbauarbeiten voranzutreiben, zu überwachen und nicht zuletzt wenigstens die größten der täglichen Katastrophen wieder auszubügeln. Wir lebten in Lärm und Dreck, umgeben von Arbeitern, die oft mit einem gerüttelt Maß an Gleichgültigkeit ihre Arbeit verrichteten. Da es eine Nachbarschaft wie in einem 'normalen' Wohngebiet in der Plankengasse nicht gibt, waren meine ganzen persönlichen Bezüge auf die Mitarbeiter des Ökumenischen Instituts und die Studierenden meiner Lehrveranstaltungen konzentriert. Waltraud gelang es erst allmählich, sich ein soziales Netz aufzubauen - vor allem im Kreis der Mütter, die für ihre Kinder eine Spielgruppe im Gemeindehaus der Heilig Geist Kirche eingerichtet hatten.

Doch gerade in der Mühsal dieses ersten Jahres habe ich das Haus im wahrsten Sinne des Wortes von Grund auf kennengelernt und gestalten können. Ich mußte mitentscheiden, wie die Räume aussehen sollten - von der Auswahl der Bodenbeläge, über das Mobiliar bis hin zu nervtötenden Details wie der Planung der Schließanlage oder dem nachträglichen Einbau der Klingeln (erst im letzten Moment konnten wir erreichen, daß jedes Zimmer seine eigene Klingel bekam). Viele dieser Entscheidungen waren von der Überlegung abhängig, wie die Räume später genutzt werden sollten. Besonders bei der Renovierung der Kapelle verur-

sachte das nicht wenig Kopfzerbrechen. Denn das Gemeinschaftsleben mußte sich ja erst noch und ganz neu etablieren.

Die schwierigste Entscheidung war die Reduktion der Zahl der Bewohner von 30 auf 25. Im Rückblick bin ich sehr froh, daß wir uns (zusammen mit den 'Exil-Ökis') zu dieser Entscheidung durchgerungen haben. Sie bildet ein wesentliches Fundament für die erfolgreiche Konstitution der Gemeinschaft. Zu enges Zusammenleben verursacht Konflikte, für die es in einer solchen Gemeinschaft genügend andere Anlässe gibt.

Begleitend zum 'materiellen' Umbau mußten die inneren Strukturen und Rahmenbedingungen der Wohnheim-Organisation ganz neu eingerichtet werden: die Anpassung der Mietverträge, die Revision der Satzung, die grundlegende Umstellung des Mieteinzugs im Zusammenhang der geplanten Selbstfinanzierung des Gemeinschaftslebens über einen Mietanteil usw.

Nur wenige Tage, nachdem alle Zimmer eingerichtet und wir ein schönes Einweihungsfest gefeiert hatten, zogen die ersten der neuen und einige wenige der alten 'Ökis' ein. Nun konnte das lange vorbereitete Unternehmen starten - und es mußte nahezu vom Nullpunkt aus starten. Gremien mußten gebildet, Kompetenzen abgesteckt, die bewährten Formen (Hausabende, Andachten) wiederbelebt werden. Aber mehr noch: Es mußte sich ein Stil des Umgangs miteinander bilden, ein Gemeinschaftsgeist entwickeln. Diese unausgesprochenen Verhaltensregeln waren viel wichtiger als die äußeren Formen des Zusammenlebens. Es sollte ein Geist gegenseitigen Respekts und der Anteilnahme aneinander sein, der die 'Charismen' der Mitbewohner entdeckt und fördert und der die Verschiedenheit der Herkünfte und Prägungen als Reichtum schätzen lernt. Zu dieser Gemeinschaftskultur sollte aber auch die Achtung individueller Freiheitsräume gehören - gegen eventuellen Gruppendruck, der sich in einer solchen 'kleinen' Gemeinschaft leicht einstellt, gerade auch bei denjenigen, die sich stark mit dem Haus identifizieren und sich engagieren.

Nach einigen Monaten kam es zu ersten Konflikten zwischen 'alten' und 'neuen' Ökis: Die 'neuen' reagierten zunehmend allergisch, wenn die 'alten' sie auf die Verfahrensregeln der Vor-Umbau-Zeit festlegen wollten. Darin spiegelte sich die fortschreitende Identifikation der Bewohner mit dem Haus. Es brauchte mindestens ein Semester, bis sie das Haus als 'ihr' Haus annehmen gelernt hatten und eigene Verantwortung dafür übernahmen. Das wiederum schweißte die 'erste Generation' sehr stark zusammen, so daß sich nach drei/vier Semestern Gruppen in der Gruppe bildeten, zwischen denen (und z.T. auch zwischen ihnen und mir) grundsätzliche Konflikte auftraten: Wer entscheidet und wie fallen Entscheidungen, wer hat welche und wieviel Macht? In z.T. schmerzlichen Diskussionen bildete die Bewohnerschaft eine Art interner 'politischer' Kultur aus.

Nach dieser für mich auch persönlich belastenden Zeit kamen die zweieinhalb letzten und schönsten Jahre: Das ganze Gemeinschaftsklima - angefangen bei den gemeinsamen Frühstückten, über die Feste, bewegende Andachten, spannende Hausabende (Ausnahmen bestätigten die Regel), die interessanten Studienfahrten bis hin zur nahezu idealen Zusammenarbeit mit Kapitel, akademischem Tutor

(Andreas Weisbrod) und der studentischen Tutorin (Anne-France Ricoux) hatte einen solchen Grad an Stabilität und Reife erreicht, daß alles fast wie von selbst lief. In den letzten beiden Semestern hatte ich das Gefühl, oft nur noch zuschauend das Privileg zu genießen, in dieser Gemeinschaft leben zu dürfen. Die Aufbauarbeit hatte sich gelohnt. Die Gruppe regelte viele der Aufgaben und Konflikte intern in ihren verlässlich funktionierenden Strukturen. Und so fiel es mir schwer und leicht zugleich, die Studienleiterstelle in dieser Situation meinem Nachfolger Fernando Enns zu übergeben. Ich könnte mir keinen besseren Nachfolger wünschen - das macht den Abschied erträglicher.

Mein Arbeitsvertrag war von vornherein auf fünf Jahre befristet. Ich hatte allerdings gehofft, einen Anschlußvertrag für eine Hochschulassistentenstelle am Ökumenischen Institut zu bekommen, der mir dann erlaubt hätte, meine Habilitation, die in den fünf Studienleiter-Jahren nicht recht voran gekommen war, zum Ende zu bringen. Doch durch die bevorstehende Emeritierung Prof. Ritschls verweigerte mir die Verwaltung der Universität diesen Vertrag. So mußte ich mich um ein Habilitations-Stipendium der "Deutschen Forschungsgemeinschaft" bewerben und nach banger Ungewißheit wurde es mir auch bewilligt. Daraufhin standen wir vor dem Problem, in kurzer Zeit eine Wohnung bzw. ein Haus zu suchen und umzuziehen, denn die Studienleiterwohnung mußte für den Nachfolger frei werden. Es waren turbulente Monate.

Nun wohnen wir in Gaiberg, einem Dorf ca 8 km südlich von Heidelberg (hinter dem Königsstuhl) in einem kleinen Reihenhäuschen. Zwar bin ich nach wie vor inoffizieller Mitarbeiter des Ökumenischen Instituts, veranstalte in diesem Semester zusammen mit Prof. Ritschl auch noch ein Seminar, aber der wesentliche Teil meiner Zeit fließt nun doch in das Habilitationsprojekt (zur Lehre von der Vorsehung Gottes). Die Dauer des Stipendiums ist begrenzt und so muß ich mich mit der Arbeit an diesem Projekt beeilen. Was danach kommen wird, steht in den Sternen - bzw. in der Vorsehung!

In die Zufriedenheit meines Rückblicks möchte ich auch die Zusammenarbeit mit dem Freundeskreis einschließen. Ich habe in ihm immer das lebendige 'Geschichtsbewußtsein' des Hauses gesehen, das die Erinnerung an die Gründungsin-tention wachhielt und den jetzigen Bewohnern zeigt, daß sie in einer ehrwürdigen Tradition stehen, die es zu erhalten und in die Zukunft zu tragen gilt. Daneben kam und kommt dem Freundeskreis auch das Verdienst zu, unsere Arbeit jedes Jahr mit einer beachtlichen Spende unterstützt zu haben. Dafür gebührt Ihnen allen sehr herzlicher Dank - das darf ich im Namen aller Bewohner sagen. Der Freundeskreis soll und wird auch in Zukunft eine wichtige Rolle in der Konzeption des Hauses spielen. Auch Fernando Enns wird bemüht sein, die Bindung dieses Kreises an das Haus zu festigen und ihn in die Verantwortung zu rufen. Dem dient nicht zuletzt ein Hausabend im laufenden Semester, an dem ehemalige und jetzige Bewohner zusammenkommen sollen, um über die Zukunftsperspektiven der Zusammenarbeit zu beraten.

Mehr denn je braucht es solche Keimzellen der Verständigung zwischen Menschen verschiedener Nationalität, Konfession und Religion. Sie können aber nur dann mit Leben erfüllt sein und bleiben, wenn sie sich kreativ weiterentwickeln

und den Impuls des Ursprungs in sich wandelnden Gestalten immer wieder neu vergegenwärtigen: Wandel als Ferment der Bestandserhaltung! Meine Zeit als Studienleiter war eine solche Phase des Umbruchs, der äußeren und inneren Renovierung (das heißt ja: Wieder-Neuwerdung!). Nicht ganz ohne Stolz glaube ich diese Zeit resümieren zu können, indem ich sage: Die Weichen in die Zukunft sind für das Ökumenische Wohnheim gut gestellt. Möge es vielen jungen Menschen zugute kommen und durch sie ausstrahlen.

HAUSABENDE

WS 1996/97

im Ökumenischen Studentenwohnheim

Die Hausabende finden jeden Dienstag im Gemeinschaftsraum des Ökumenischen Studentenwohnheims statt. Wir fangen um 19.00h mit einer Andacht an, gegen 19.15h essen wir gemeinsam zu Abend (das Essen wird von jeweils zwei der "Ökis" vorbereitet). Um 20.15h beginnt dann das inhaltliche Programm.

- 22.10.96 Eröffnungskonvent
- 29.10.96 *Elfriede Wischhöfer*: Die Menschenrechtsarbeit von Amnesty International
- 05.11.96 Zimmertheater Heidelberg: Arthur Miller, „Scherben“
- 12.11.96 *Kiyoko Schneiss*: Japanische Teezeremonie
- 19.11.96 *Dr. Dieter Dreisbach*: Gegenwärtige Probleme des Sozialstaats
- 26.11.96 *Martin Hailer*: Menschenwürde
- 03.12.96 *Prof. Adolf Laufs*: Bioethik
- 10.12.96 *Prof. Dietrich Ritschl*: Medizinethik
- 17.12.96 Weihnachtsfeier
- 07.01.97 *Prof. Klaus Berger*: Ist mit dem Tod alles aus?
- 14.01.97 *Christine v. Weizsäcker*: Biodiversität, Bio-Technik, Biologische Sicherheit
- 21.01.97 *Fernando Enns*: Evangelium und Kultur, Weltmissionskonferenz Brasilien 1996
- 28.01.97 Geschichte und Zukunft des Freundeskreises. Ein Gespräch mit Mitgliedern
- 04.02.97 *Prof. Micha Brumlik*: Jüdisch-christlicher Dialog
- 11.02.97 Abschlußkonvent

Gibt es so etwas wie eine "ökumenische Identität"?

- Der neue Studienleiter stellt sich vor -

Vor einem Jahr lud Reinhold Bernhardt, mein Vorgänger, mich ein, mit ihm zusammen ein Proseminar zum Thema "Ökumenische Profile - Bedeutende Persönlichkeiten der ökumenischen Bewegung" anzubieten. In der ersten Sitzung stellten sich die Teilnehmer gegenseitig vor, jede/r sein/e Nachbar/in. Ich erinnere mich, daß R. Bernhardt mich vorstellte als jemand mit einer "ökumenischen Identität". Wahrscheinlich ist es zumindest *eine* mögliche Perspektive, den bisherigen Lebensweg nachzuzeichnen. Viele bewußte Erinnerungen lassen sich durch diese Brille ins Auge fassen, wenn die Vielschichtigkeit des Wortes Ökumene mitgedacht wird.

Als drittes von fünf Kindern kam ich 1964 in Curitiba/Brasilien zur Welt. Die Großeltern hatte es auf diesen Kontinent verschlagen, nachdem im Rußland der 20er Jahre die Situation für die deutschstämmigen Mennoniten untragbar geworden war. Waren diese pazifistisch orientierten Menschen einst von Katharina der Großen unter Zusage der freien Religionsausübung und Befreiung vom Militärdienst ins Land geholt worden, mußte nun ein anderes Land gefunden werden, das diese Zusagen garantieren würde. Der "unberührte", d.h. von den Europäern unberührte, von indianischen Stämmen aber sehr wohl bewohnte Chaco Paraguays, wurde für meinen Großvater ein neues Zuhause.

Die Großeltern mütterlicherseits mußten einige Zeit später ihr Hab und Gut in Westpreußen zurücklassen. Die letzten Monate des 2. Weltkrieges machten auch für sie ein Bleiben unmöglich, und sie folgten einigen anderen mennonitischen Familien nach Uruguay, um in einer neuen, gänzlich fremden Kultur, einem ungewohnten Klima erneut die Landwirtschaft zu betreiben.

Daß meine Eltern sich dann in Montevideo trafen, verdanke ich der Entscheidung meines Vaters, hier u.a. bei Emilio Castro, dem späteren Generalsekretär des ÖRK, studieren zu wollen. Die beiden hielt es aber nach der Geburt zweier Kinder nicht in Uruguay, sondern sie folgten der Einladung einiger Mennonitengemeinden nach Brasilien. Da bin ich geboren. Nach kurzer Zeit in der Millionstadt Curitiba folgte ein Umzug nach Witmarsum, einer ländlicheren "Mennonitenkolonie", die ihren Namen von dem Geburtsort des niederländischen Täuferführers Menno Simons erhalten hatte.

Hier, in Witmarsum beginnt für mich die bewußte Erinnerung: An Kinderspiele auf dem riesigen Hof, die Papageien, Schwimmen im Fluß, interessante Schlangen auf dem Schulweg, den man nach einem Regenschauer nur barfuß bewältigen konnte, an das Singen der brasilianischen Nationalhymne auf dem Schulhof bei gehißter Flagge, an den Kindergottesdienst in der deutschsprachigen Gemeinde, auch an das Wunder des ersten Fernsehers, den eine Familie besaß, die viele Kilometer entfernt wohnte. Auf unserem Hof wohnten auch Antonio und Dona Melha, ein dunkelhäutiges brasilianisches Ehepaar, die beide behaupteten, sie seien schon über hundert Jahre alt. Tatsächlich sah zumindest sie so aus, und man kann sie zu denen zählen, die in der brasilianischen Gesellschaft zu den Ärmsten der Armen gehören, um die sich niemand kümmert, die weder lesen noch schreiben können. Die Idee meines Vaters, daß jede der fleißigen deutschstämmigen Familien eine der ärmeren Familien miternähren könnte, um die Not dieses Landes zumindest zu schmälern, mußte natürlich bei uns anfangen. So saßen wir Kinder also oft bei Antonio in der Hütte, hörten uns irgendwelche wilden Geschichten an, aßen komische Sachen und wunderten uns über manche Kulte. Jedenfalls stanken wir immer fürchtbar, wenn wir aus der Hütte ohne Schornstein herauskamen. Und doch war da das Bewußtsein, trotz aller Verschiedenheit zum gleichen "oikos" zu gehören.

Wahrscheinlich war es eine Mischung aus Neugier, Abenteuerlust, aber sicher auch die geistige Enge der mennonitischen Enklave, die meine Eltern dazu bewegte, Anfang der 70er Jahre nach Deutschland zu gehen; wie bei vielen "Gastarbeitern" noch viele Jahre in dem irrationalen Be-

wußtsein, doch bald wieder zu den anderen Verwandten zurückzukehren. Gerade dieses Bewußtsein läßt aber so erfrischend viel Provisorisches zu, von dem wir Kinder sicherlich auch geprägt wurden. Wiederum hielt es uns nicht lange in der Großstadt Frankfurt, in der alles so kalt und fremd war. Die Pfarrstelle in Enkenbach/Pfalz schien ein guter Kompromiß zu sein.

Hier in Enkenbach verbrachte ich die Jugendzeit, wiederum eine ganz andere, aber auch wunderbare Zeit. Das Anderssein als jemand, der aus dem Ausland kommt und "mennonitisch" ist, bereitete nie Schwierigkeiten, zumindest ab dem Zeitpunkt nicht mehr, wo man diese komplizierten Sachen mal auseinanderhalten verstand. (Auf die ungewöhnliche und überraschende Frage in der Schule: "evangelisch oder katholisch", antwortete meine Schwester nach kurzem Überlegen: "brasilianisch!") Es war für mich selbstverständlich, meine Schulkameraden zu meiner Taufe einzuladen, genauso wie ich an ihren Konfirmationen teilnahm. In der aktiven Jugendarbeit der Gemeinde war es schön, als "Menno's" mal mit den "Kathos", mal mit den "Evangelen" zusammen eine Autowaschkaktion zu machen, zusammen einen Alternachmittag zu planen, oder alle zusammen in eine Disco einzufallen. In dieser Zeit lernte ich, daß die Kathos im Gottesdienst nicht einfach stumpfsinnig Vorgekauertes nachplappern, und es bei den Evangelen doch auch Menschen gibt, die für Gewaltfreiheit sind, aber eben anders. Ich lernte auch zu verstehen, daß es als Mitglied einer Minderheitskirche eigentlich nur zwei Möglichkeiten gab: entweder Abschottung oder Ökumene. Da es mir als Jugendlicher viel zu langweilig gewesen wäre, nur mit den bekannten Sonntagsgesichtern zusammen zu sein, war ersteres nie eine wirkliche Alternative. Immer war da das Bewußtsein, trotz aller Verschiedenheit zum gleichen "oikos" zu gehören.

Nach dem Abitur kam - natürlich - der Zivildienst, damals noch mit Gewissensprüfung. Der Vorsitzende verstand meine absolute Ablehnung jeglicher Gewalt aus religiösen Gründen, glaubte mir aber zu keinem Zeitpunkt, daß ich es tatsächlich für besser hielte, in Notwehr oder bei Gefahr für meine Familie keine Gewalt anzuwenden. Nach der Verhandlung war ich mir dessen auch nicht mehr so sicher.

Die Zeit der Betreuung von Alten und Behinderten war eine willkommen Abwechslung nach der Schule. Erst in dieser Zeit entwickelten sich Gedanken an ein Theologiestudium, zunächst eher im Spaß, dann immer ernsthafter. Biographien wie die von Mahatma Gandhi trugen wohl mit dazu bei, nach schwierigen Entscheidungsprozessen den ursprünglichen Plan, im Luft-hansa-Management viel Geld zu verdienen, zugunsten eines Sinn-volleren Lebens fallen zu lassen: Theologie! "Wenn schon, dann aber richtig", meinte mein Vater, und nicht auf irgendeiner windigen Bibelschule. Wissenschaftlich fundiert sollte es sein in Heidelberg - wieder einmal als Mennonit und Brasilianer in einer Zunft von deutschen evangelischen Landeskirchlern. Das war dann vielleicht auch mit ein Grund, warum ich Renate (geb. Schneiss), meine heutige Frau, schon im ersten Semester ansprach. Ihr sah man wenigstens die fremde Herkunft auch an: japanische Mutter, deutscher Vater. Bald wurde ich in dieser Familie heimisch. Sie waren gerade von einem langjährigen Aufenthalt in Tokio zurückgekehrt, um nun in einer Gemeinde in der Badischen Landeskirche eine Pfarrstelle zu übernehmen. Vieles konnte ich hier lernen (und lerne noch) über die japanische Kultur, was manchmal auch eine Herausforderung sein konnte. Wenn man z.B. als einer, der eher an saftige Steaks gewöhnt ist, plötzlich rohen Fisch essen soll... Die Offenheit und Wärme, wie ich sie bis dahin nur von meiner eigenen Familie gekannt hatte, bedeutet viel. Auch konnte ich hier die Gemeindegarbeit in der Landeskirche sozusagen aus der Binnenperspektive miterleben - und merkte, wie ähnlich doch vieles ist zu meiner eigenen Tradition.

Nach unserer Heirat unterbrachen wir dann gemeinsam das Theologiestudium in Heidelberg, um für ein Jahr die Massenuni gegen ein sehr viel kleineres, mennonitisches "Seminary" in USA einzutauschen. Wiederum eine andere Kultur, mit einem reichen Gemeinschaftsleben und anderen Akzenten in der theologischen Bildung: In der Reformationzeit gab es eben mehr als Luther und Calvin, es gab auch die Täufer, in der Systematischen Theologie eine starke Konzentration auf die Friedensethik, u.a.m. Aber hier wie in Heidelberg begeisterte mich die

wissenschaftliche Ergründung meiner bisher erlebten religiösen Sozialisation. Schon lange hatten mich so viele Fragen bewegt, für die es keine Antworten zu geben schien. Jetzt verstand ich zumindest immer besser, welche Fragen sinnvoll waren.

Wieder in Heidelberg gelandet, war es in den letzten Semestern vor allem Prof. Ritschl, bei dem ich lernte, den ökumenischen Horizont des Theologietreibens auszuschöpfen. Die Magisterarbeit war ein schöner Abschluß des Studiums mit dem Titel "Der eine Haushalt Gottes. Die Krise der ökumenischen Bewegung - theologische Ursachen und neuere Konzepte." Wieder war es der eine "oikos", den ich nun besser zu verstehen glaubte.

Die Ernüchterung folgte auf dem Fuß, als wir danach nach Krefeld zogen, um dort die Pfarrstelle in der Mennonitengemeinde zu übernehmen. Die Ökumene sah hier ganz anders aus, als ich das in meiner Arbeit dargestellt hatte. Nicht jung und dynamisch, Stachel im Fleisch der Kirchen, sondern brav, ernüchtert und zufrieden damit, daß man sich nun besser kenne. Die Vielseitigkeit der Gemeindefarbeit bereitete viel Freude und Erfüllung. Besonders die Beschäftigung mit Menschen aus den unterschiedlichsten Altersgruppen habe ich genossen, Jugendfreizeiten bis Seniorennachmittage, Predigen und Zuhören, Gottesdienste feiern und mit Menschen in Grenzsituationen "ein Stück mitgehen". - Es bedurfte schon eines verlockenden Angebotes, um sich von dieser schönen Arbeit - und den Menschen - wieder zu verabschieden. Dieses Angebot kam in Form einer Mitarbeit am Ökumenischen Institut und der Möglichkeit, an einer Dissertation zu arbeiten. Nie wieder würde diese Gelegenheit kommen - so schien es mir. Ohne zu wissen, daß ich einmal auch Studienleiter werden würde - obwohl Prof. Ritschl nach dem Examen einmal von dieser Möglichkeit gesprochen hatte - begann ich erneut, Ökumene wissenschaftlich zu reflektieren. Was sind denn tatsächlich die ökumenischen Fragen und welchen theologischen Beitrag könnten wohl die sog. historischen Friedenskirchen leisten? Das beschäftigt mich noch eine Weile.

Jetzt leben wir ganz in diesem Haus, freuen uns an der täglichen Herausforderung, diese ökumenische Gemeinschaft mitzugestalten, zu experimentieren und zu profitieren - auch von der Arbeit und dem Engagement unserer Vorgänger und Vordenker, die dieses Haus zu dem gemacht haben, was es heute ist: ein Ort des Lebens zur Stärkung des Bewußtseins, trotz all der Verschiedenheit zum gleichen "oikos" zu gehören. Und dieses Haus ist der beste Beweis für die Möglichkeit einer ökumenischen Identität, in der die eigene Herkunft und Tradition überaus prägend ist und auch bleibt, aber erst im Austausch mit den anderen ihre Wertschätzung erhält und ihre Reichhaltigkeit entfalten kann. Gerade im Wandel und in der Veränderung liegt dann die Weisheit, bleibend Wichtiges zu behalten. Daraus wächst Ökumenische Identität, im Erleben, Reflektieren und Feiern.

Heidelberg, Buß- und Betttag 1996
Fernando Enns

Bericht des Studienleiters zur Entwicklung des Wohnheims im Jahr 1996

Zunächst weist Fernando Enns darauf hin, daß dies aufgrund des noch kurzen Arbeitsverhältnisses kein vollständiger Bericht sein kann. Viele Dinge sind ihm aber nicht unbekannt, da er schon einige Zeit vorher als Mitarbeiter im Ökumenischen Institut tätig war.

Zur Entwicklung der Zusammensetzung der Bewohner wird berichtet, daß zum Sommersemester 1996 drei, zum Wintersemester 1996/97 fünf neue Bewohner eingezogen sind. Dadurch blieb die Hausgemeinschaft bei einer Gesamtzahl von 25 eine relativ stabile Einheit. Dennoch ist es interessant zu beobachten, wie sich in jedem Semester die Rollen neu verteilt, da die BewohnerInnen sich selbst innerhalb der Semester, die sie hier verbringen, z.T. stark verändern. Immer wieder wird Nähe und Distanz untereinander, aber auch Öffnung nach außen und Abgrenzung der gesamten Gemeinschaft neu ausbalanciert. Erfreulicherweise konnten die angestrebten Quoten zwischen AuländerInnen und Deutschen (13:12), Männern und Frauen (11:14) und TheologInnen und Nicht-TheologInnen (14:11) wieder nahezu erreicht werden. Als Bereicherung für alle wird des weiteren die Anwesenheit eines Bewohners hervorgehoben, der der jüdischen Glaubensgemeinschaft angehört.

Über die Aktivitäten im Haus wird berichtet, daß es zum einen wieder die jährlichen "Höhepunkte" gab, wie Weihnachtsfeier, Studienfahrt, Sommerfest und Eröffnungswochenenden.

Die Weihnachtsfeier ist u.a. immer eine gute Gelegenheit, die Zusammengehörigkeit auch mit den Hausfrauen und dem Hausmeister zu festigen.

Wenke Bartholdy ergänzt die Eindrücke von der Studienfahrt nach Dresden und Umgebung. Diese Fahrt war sehr vielgestaltig mit Wanderungen, Besichtigungen und kulturellen Genüssen. Auch die gemeinsame Fahrt in zwei Kleinbussen und einem PKW ist für sich genommen schon ein Erlebnis, bei dem die Gemeinschaft wächst.

Im Mittelpunkt des Sommerfestes stand in diesem Jahr die Verabschiedung von Familie Bernhardt. Gut war auch die Beteiligung des Freundeskreises an diesem Fest, der eine Vertiefung der Kontakte und Beziehungen zu den heutigen Bewohnern sucht.

Das Eröffnungswochenende bildet jeweils eine gute Gelegenheit der Integration der Neuen und Konstitution der Gemeinschaft nach der langen vorlesungsfreien Zeit. Es war schon eine Herausforderung für Benjamin Apt (USA) und Tanja Jesus (Portugal), den anderen Bewohnern eine Schloßführung in Heidelberg zu bieten.

Zum anderen finden natürlich die regelmäßigen Veranstaltungen nach bewährtem Muster statt: Dienstags und Donnerstags gibt es Andachten, die möglichst unter hoher Beteiligung der Bewohner stattfinden. Hier treten die unterschiedlichen Traditionen stark ins Bewußtsein, wie z.B. am letzten Dienstag die Andacht zum Thema "Menschenrechte", die von einem Juden und einer Orthodoxen mit vorbereitet wurde.

Das gemeinsame Kochen an den Hausabenden gehört mit zur guten Tradition des Hauses. Das Programm der geplanten Hausabende ist den Kuratoriumsmitgliedern zugesandt worden, zu denen hier aber nochmals eingeladen wird. Während im Sommersemester die Hälfte der Hausabende von den Bewohnern selbst gestaltet wurde, stehen im Wintersemester Fragen der Ethik (medizin., biolog., rechtlich, u.v.m.) im Vordergrund. Es wird aber auch versucht, nicht bei dem einfachen Schema Vortrag-Diskussion zu bleiben, sondern es wird z.B. auch einen gemeinsamen Theaterbesuch oder eine japanische Teezeremonie geben.

Darüber hinaus werden im neuen Semester eine Fülle von anderen Aktivitäten im Haus in Eigenverantwortung der BewohnerInnen angeboten, wie z.B. orientalischer Tanz, Singen, ein

Lesekreis zu kontextueller Theologie, eine Luther-Lesegruppe, ein Besuch bei der Frankenausstellung (Die Leitung wird der ehemalige Studienleiter und heutige "Ziehvater" dieser Ausstellung im Reiss-Museum Mannheim, Dr. Alfred Wiczorek, haben).

Vom Freundeskreis wird der Wunsch immer stärker, die Beziehungen zu den Bewohnern zu intensivieren. Es soll neben der Teilnahme am Sommerfest auch einen gemeinsamen Hausabend geben. Eine große Hilfe ist die finanzielle Unterstützung des Freundeskreises zur Studienfahrt und beim Sommerfest, ohne die für viele eine Teilnahme nicht möglich wäre.

Zusammenfassend wird gesagt, daß die Stimmung im Haus sehr gut ist, wenn auch nicht frei von Konflikten. Ziel kann es aber nicht sein, diese zu vermeiden, sondern in der Art der Auseinandersetzung "ökumenisches Lernen" zu praktizieren. Kontroversen Debatten soll nicht ausgewichen werden, sondern sie sind so offen wie möglich auszutragen, aber auch unter dem größtmöglichen Schutz der persönlichen Sphäre jedes und jeder einzelnen.

Auf Nachfrage, wo denn Konfliktpotentiale vorhanden sind, gibt der Studienleiter als ein Beispiel die unterschiedliche Diskussionskultur der verschiedenen Länder an. Grundsatzdiskussionen, wie beispielsweise zu der Frage der Offenheit, bzw. Ausstrahlungskraft nach außen, werden wohl in jedem Semester neu zu besprechen sein.

Im nächsten Jahr gibt es viel zu feiern: 50 Jahre Ökumenisches Institut, 40 Jahre Ökumenisches Institut und Studentenwohnheim im heutigen Gebäude in der Plankengasse.

F.Enns schließt seinen Bericht mit einer persönlichen Bemerkung ab. Er fühle sich vom ersten Tag an im ganzen Haus als neuer Studienleiter akzeptiert und anerkannt, was er nicht zuletzt auf die gute Vorbereitung der Bewohner durch R.Bernhardt zurückführt, aber auch auf die Begleitung von Prof. Ritschl.

Von den studentischen VertreterInnen wird diese Einschätzung bestätigt.

aus dem Protokoll der Kuratoriumssitzung am 6. November 1996
Fernando Enns, Studienleiter

„La vie en rose“ im Ök ? Oui mais

An der Bemerkung: „Klasse!! du wohnst im Ök, du hast aber ein Privileg! Die Lage ist total schön, die Miete total billig, die Räume luxuriös, und ... das Frühstück wird auch vorbereitet !! ...“ kann ich euch gleich sagen: entweder lieben mich die Leute deshalb und besuchen mich öfter und öfter, oder sie hassen mich und verschwinden aus meinem Leben.

Diesen Satz habe ich so oft im Laufe dieser fünf Semester gehört. Ohne mich zu schämen kann ich es bestätigen: „Ja, ich bin privilegiert“. Aber die echte Bereicherung, die ich im Ök erfahre, kann ich schwer auflisten, ohne daß es nach Werbung für einen „Club Mediteranee“ in Deutschland (doch, es ist möglich!) klingt.

Diejenigen, die meine übliche, übertriebene Begeisterung kennen, werden sich vielleicht wundern, daß ich heute nicht ein leidenschaftliches Plädoyer FÜR das ÖK mache. Viel wichtiger istes mir, heute zu versuchen, vor Ihnen ein ganz kleines Stück meines Ök-Lebens aufstrahlen zu lassen.

Im Ök wird versucht, aus der Kombination verschiedener Elemente, eine Lebensweise zu erreichen, die das „gewisse etwas“ enthält. Wo steckt dieses „gewisse Etwas“? Kann man es spüren, weil wir täglich als Deutsche und Ausländer zusammen leben? Weil wir regelmäßig zusammen Andachten feiern? Weil wir am Dienstag zusammen essen und den Abend gemeinsam verbringen? Weil wir immer zu zweit den Müll ausleeren? (doch! es verbindet die Menschen!!) oder weil wir ein Mal im Jahr die Möglichkeit haben, zusammen irgendwo hin zu fahren?

Ich weiß es nicht. Aber könnte es nicht daran liegen, daß wir etwas noch etwas anderes gemeinsam haben. Sind wir nicht alle auf der Suche? Auf der Suche nach Elementen, die für unser Leben neben unserem Studium wesentlich sind. Suche für manchen nach menschlichen Kontakten, Suche für anderen nach religiösen Erlebnissen, Suche nach Auslandserfahrungen, Suche nach einem „Familienleben“ ...

Aber ist dies alles? Es gibt noch eine „kleine Sache“. Es gibt in diesem Haus ein anderes Element, das zwar jedem gehört, aber nicht sofort auffällt. Das ist der „Überraschungseffekt“. Und derspielt eine große Rolle bei uns. Es ist dies das Unerwartete, diese spontanen Reaktionen, die man hier oft spürt. Man ist von der Atmosphäre beeindruckt, zurück aus der Studienfahrt, wo man vier geniale, stressige Tage an den Kanälen entlang in dem lauten Amsterdam erlebt hat. Man ist überrascht, in Dresden sein zu können und nachts auf der Brücke die beleuchtete Stadt betrachten zu können... Bei solchen Augenblick entdeckt man nicht nur eine neue Ecke der Welt, sondern manchmal auch seine Mitbewohner (inen).

Da steckt für mich das wichtigste bei uns. Es passiert hier ein sehr schön Phänomen. Als ich hier einzog, habe ich schnell gespürt, was für ein „menschliches Potential“ hier gab. Ich war (und bin immer noch) auf der Suche, und habe im Ök viele Antworten gefunden. Aber ich habe was anderes auch bekommen: Begegnungen. Diese unerwarteten Begegnungen haben mir neue Fragen gestellt, und dadurch neue Lebensansichten und neue Horizonte eröffnet. Sie haben die Farbe meines Lebens geändert und auch einige fest verankerte Ideen über „das Leben“ weggeschoben.

Die Leute wechseln schnell hier, die Leiter auch, (wenn auch etwa langsamer). Ich glaube aber, daß, dieses gewisse etwas“ da noch zu spüren sein wird, so lange man dafür Platz einräumt.

Wie denn? Durch eine Entscheidung: Im Ök kann ich unendlich viel von den anderen bekommen, ich muß nicht geben. Da liegt die Entscheidung. Und von dieser Entscheidung hängt für jeden von uns ein Teil der Farbe des bunten Öks ab.

Bald werde ich ausziehen; ich werde die Räume, die Menschen, das Gemütliche und Lustige hier verlassen müssen. Aber die Begegnungen, diese Sterne nehme ich mit.

Anne-France Ricoux.

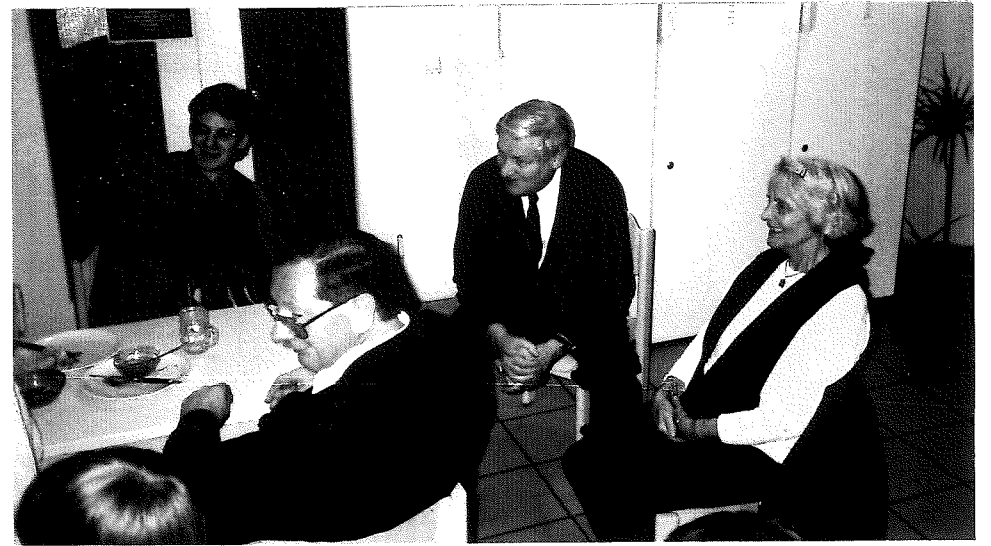
Vielen herrzlichen Dank an Imke für die Korrektur !



Das Leben im Oek in Bildern

Heléne Eichrodt





BEWOHNERINNEN DES ÖKUMENISCHEN WOHNHEIMS IM SOSE 1996

	Name	Land	Studienfach
1.	Voahangy Claire Andriamahefaparany	Madagaskar	Deutsch. als Fremdspr./Pädagogik
2.	Wenke Bartholdi	Deutschland	Theologie
3.	Tina von Breitenstein	Deutschland	Theologie, VWL
4.	Hui-Chen Chou	Taiwan	Deutsch. als Fremdspr./Pädagogik
5.	Imke Diepen	Deutschland	Theologie
6.	Rossitza Dikova	Bulgarien	Theologie
7.	Hélène Elisabeth Eichrodt	Frankreich	Theologie
8.	Philipp Erben	Deutschland	Medizin
9.	Steffen Gnam	Deutschland	Romanistik, Anglistik
10.	Uwe Gräbe	Deutschland	Theologie
11.	Matthias Günther	Deutschland	Philos., Allg. Sprachwissenschaft, Musikwissenschaft
12.	Andreas Guthmann	Deutschland	Theologie
13.	Andrew Han	Kanada	Deutsch als Fremdsprache
14.	Louise Kinlen	Irland	Jura, Theologie
15.	Gesine v. Kloeden	Deutschland	Theologie
16.	Martin Krejca	Tschechische Rep.	Theologie
17.	Martin Küpper	Deutschland	Theologie
18.	Karen Mouradian	Armenien	Geschichte
19.	Adrian Porzycki	Polen	Theologie
20.	Robert Rehak	Tschechische Rep.	Theologie
21.	Anne-France Ricoux	Frankreich	Jura
22.	Cecilia Romero Alvarez	Peru	Psychologie
23.	Sandra Scholz	Deutschland	Theologie
24.	Daniell Stevens	USA	Physik, Philosophie
25.	Andrea Weis	Deutschland	Jura



VERÖFFENTLICHUNGEN

- Bernhardt, Reinhold: -Der Absolutheitsanspruch des Christentums. Von der Aufklärung bis zur Pluralistischen Religions-
theologie, Gütersloh 1990, 1993²
- Zwischen Größenwahn, Fanatismus und Bekennermut. Für ein Christentum ohne Absolutheitsanspruch, Stuttgart 1994
 - Englisch: Christianity without Absolutes, London 1994
 - Hg.: Horizontüberschreitung. Die Pluralistische Theologie der Religionen, Gütersloh 1991
 - Hg.: Alltagstheologie. Glauben im Alltag junger Pfarrerinnen und Pfarrer, Neukirchen 1993
 - Theologische Samenkörner. Dem Lehrer Dietrich Ritschl zum 65. Geburtstag. Hg.: Reinhold Bernhardt, Martin Hailer, Gesine v. Kloeden, Ulrike Link-Wieczorek, Münster und Hamburg 1994
- Giesen Traugott: Gebete der Zuversicht, Radius Verlag, 1993 (siehe nächste Seite)
- Sylt für die Seele, Radius Verlag 1995 (siehe nächste Seite)
- Golka, Friedemann: -Die Remythologisierung der Jakobsgeschichten bei Thomas Mann, in: Religion im Wandel, hrg.v.W.Weiß, Oldenburg 1996, S.7-30
- Sozialanthropologie und Altes Testament am Beispiel biblischer und afrikanischer Sprichwörter, in: Jedes Ding hat seine Zeit. Studien zur israelitischen und altorientalischen Weisheit. FS D.Michel, hrg.v.A.A.Diesel, R.G.Lehmann, E.Otto, A.Wagner, BZAW 241, 1996, S.65-89
- Korenhof, Mieke: Hg.: Mit Eva predigen. Ein anderes Perikopenbuch, Düsseldorf 1995 (siehe nächste Seite)
- Hg.: Gehen. Trennungs- und Scheidungsliturgien, Düsseldorf 1996 (siehe nächste Seite)
- Plathow, Michael :-Freiheit und Verantwortung. Aufsätze zu M.Luther im heutigen Kontext, Erlangen 1996, 375 S.
- Römisch-katholische Beiträge zur Gegenwart, ThLZ 121,1996 S. 616-630
 - Gemeinschaft im Abendmahl, Mitteilungen der Ev.Landeskirche in Baden 1/1996, 30-31
 - Luther und die Angelologie, 2DTh 12, 1996, 27-50
 - Danken und Dankbarkeit in der Betrachtung des Glaubens, Th.Beiträge 27, 1996, 273-283
 - Gottes Erbarmen. Predigten des Rechtfertigungsglaubens, Heidelberg, 1996 111 S.
- Wilckens, Ulrich: -Der Glaube ist keine Privatsache. Lutherisches Verlagshaus Hannover 1994 (siehe nächste Seite)

Plathow, Michael:

- Selbstzurücknahme. Gottes Nähe im Kreuz. Predigten, Berlin 1994.
- Ich will mit dir sein. Aufsätze zu Gottes Mitsein im Kreuz, Berlin 1995.
- Freiheit und Verantwortung. Aufsätze zu M. Luther im heutigen Kontext, Erlangen (erscheint in Kürze)
- Die Engel - ein systematisch-theologisches Thema: ThBeitr 24, 1993, 249-267.
- Christus als Arzt. Zu M. Luthers integrierendem Verständnis von Diakonie und Seelsorge: Luther 64, 1993, 23-34.
- Der Geist hilft unserer Schwachheit auf. Ein aktualisierender Bericht zu M. Luthers Rede vom Heiligen Geist: KuD 40, 1994, 143-169.
- Dein heiliger Engel sei mit mir. Zu M. Luthers Engelpredigten: LuJb 61, 1994, 35-53.
- "Wie aus "A8chicksal" wirklich "Führung" wird." Zufall und Vorsehung: Herrenalber Forum Bd. 6, Karlsruhe 1993, 143-169.
- Amt und allgemeines Priestertum. Pastorale und dogmatische Aspekte zum Zusammenwirken von Amt und Gemeinde: Lutherische Kirchen in der Welt. Jb. d. M. Luther-Bundes 41, 1994, 87-102.
- Konstruktives Chaos. Der gerichtete Zufall und die Theologie: LM 32, 1993, 9-11.
- "Glück" - Ein theologisches Thema: DPfBl 94, 1994, 307-309.

Schmidt, Wolf-Rüdiger: - Geliebte und andere Tiere

- im. Judentum, Christentum und Islam. Vom Elend der Kreatur in unserer Zivilisation, Gütersloh 1996 (TB Nr. 981)
- Opium des Volkes? Über Medienreligion und die Entzauberung des Alltags, in: Liebe, Tod und Lottozahlen, Stuttgart 1994
- Erfolgreich. Kirche im öffentlich-rechtlichen Fernsehen, in: Lutherische Monatshefte 9, 1996
- Gott im Kanal, in: Im Sog der Flimmerkiste, Asslar 1996

Stichel, Rainer:

- Gab es eine Illustration der jüdischen Heiligen Schrift in der Antike? In: Tesserae. Festschrift für J. Engemann = Jahrbuch für Antike und Christentum 18. Münster 1991 [1992], 93-111.
- Vom europäischen Charakter russischer Ikonen. In: [Deutsche Forschungsgemeinschaft] Entwicklungen - Die Zusammenarbeit der Deutschen Forschungsgemeinschaft mit der sowjetischen Akademie der Wissenschaften 1970 - 1990 (Bonn [1993]) 68-seit 1995 Ordentliches Mitglied der Klasse für Geisteswissenschaften der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften. 75.
- Homiletik, Hymnographie und Hagiographie im frühbyzantinischen Palästina. Jahrbuch der Österreichischen Byzantinistik 44 (1994) 389-406.
- O naznačenii kratirov Sofijskogo sobora v Novgorode [Zur Bestimmung der Kratere der Novgoroder Sophienkathedrale] [Russ.]. In: Iskusstvo Rusi i stran vizantijskogo mira XII veka. Tezisy dokladov konferencii, Moskva, sentjabr' 1995. Sankt Petersburg 1995, 46.

Gehen

Trennungs- und Scheidungsliturgien



Hg. von Mieke Korenhof (Frauenreferat der EKIR) Ppbck., ca. 64 Seiten, ca. DM 9,80 zzgl. Versandkosten Best.-Nr. 9/04

Erscheint vorauss. im 2. Quartal 1996 Vorbestellungen möglich!

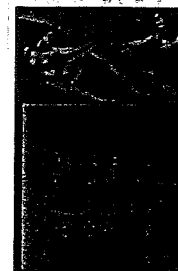
Bestellen Sie bitte beim Presseverband der EKIR e.V. Postfach 32 08 05 40423 Düsseldorf

Eine Gruppe von Frauen aus der Evangelischen Kirche im Rheinland hat liturgische Entwürfe entwickelt mit dem Ziel, Christinnen und Christen in wichtigen Übergangsphasen ihres Lebens seelsorgerlich zu begleiten und zugleich auch die erarbeiteten Liturgien in der Praxis zu erproben.

Wie geht eine Gemeinde heute mit Geschiedenen und Getrennten in ihrer Mitte um? Werden sich Gemeinden angesichts der heutigen Scheidungsrate auf eine andere Gattung von Kasualien einlassen können? Wie läßt sich das mit der traditionellen Auffassung von Ehe vereinbaren?

- Gehen enthält liturgische Vorschläge
- ___ für heterosexuelle Frauen und Männer, die geschieden sind oder getrennt leben
- ___ für lesbische Frauen, die sich getrennt haben
- ___ für Frauen, die sich aus einer Gewaltbeziehung gelöst haben
- ___ für in Trennung Lebende.

Mit Eva predigen



Hg. von Mieke Korenhof (Frauenreferat der EKIR) Ppbck., 300 Seiten, DM 19,80 zzgl. Versandkosten Best.-Nr. 9/002

»Mit Eva predigen« ist ein anderes Perikopenbuch, entstanden aus einem anregenden Arbeitsprozeß ganz unterschiedlicher Frauen aus der EKIR. Gottes Ruach (hebr. »Geist«) weht bekanntlich, wo sie will, hier ruht sie vor allem auf Frauen. Durch sie spricht Gott: gebieterisch, lebendig, parteiisch, politisch - damals und heute!

- »Mit Eva predigen« berücksichtigt die unterschiedliche Lebenswelt von Frauen und Männern
- ___ bietet eine Auswahl bisher so gut wie ungepredigter Bibeltexte
- ___ aktualisiert nach dem jüdischen Festkalender die Geschichte des Gottesvolkes Israel für die christliche Gemeinde
- ___ will so etwas »Verwegenes« wie eine Verkündigung in weiblicher Genealogie
- ___ ist ein echtes Arbeitsbuch mit Predigten von Frauen aus der EKIR mit ausführlichen Literaturangaben zu
- ___ enthält eine Bibliographie zu Gottesdienst, Liturgie und Spiritualität.

Presseverband der evangelischen kirche im rheinland e.v.

Gespräche mit Altbischof Wilckens

„Der Glaube ist keine Privatsache“ ist der Titel einer Sammlung von Gesprächen mit Ulrich Wilckens, emeritierter evangelischer Professor für Neues Testament und ehemaliger Bischof für Holstein-Lübeck (1981-1991). Die Themen sind die Problematik der öffentlichen Verantwortung, der Umgang mit der Bibel in der Kirche, die geistliche Auszehrung in Deutschland und das Problem der Einheit der Konfessionen. Die Gespräche führten Herausgeber, Udo Hahn („Rheinischer Merkur“), Marlies Mügge (KNA), Hans Bald (Lehrbeauftragter an den Universitäten Erlangen und Bamberg) und der Publizist und Verlagsleiter Oliver Kohler. (Lutherisches Verlagshaus, Hannover, 244 S., DM 19,80) (dpa)

„Das Licht geht nach und nach über das Ganze auf.“
Ludwig Wittgenstein

Traugott Giesen

Gebete der Zuversicht

Im Radius-Verlag

»Einfühlsam, die Tiefen menschlichen Erlebens auslotend, sind diese Texte verfaßt worden. Geprägt vom Alltag, verwurzelt in der Gebetssprache der Psalmen..., verknüpft mit dem unendlichen Gespräch der Schöpfung mit dem Schöpfer, wurden Worte entfaltet, mit denen das Beten erlernt werden kann.« 100 Seiten, fest gebunden, DM 25,-

I M P R E S S U M

Herausgeber: Freundeskreis Oekumenisches
 Studentenwohnheim Heidelberg e.V.

Redaktion: Bernd Günther
 Karl Borrmann
 Brunnengasse 15a
 69493 Hirschberg

Postanschrift: Freundeskreis Oekumenisches
 Studentenwohnheim Heidelberg e.V.
 Plankengasse 3
 D-69117 Heidelberg

Auflage: 120